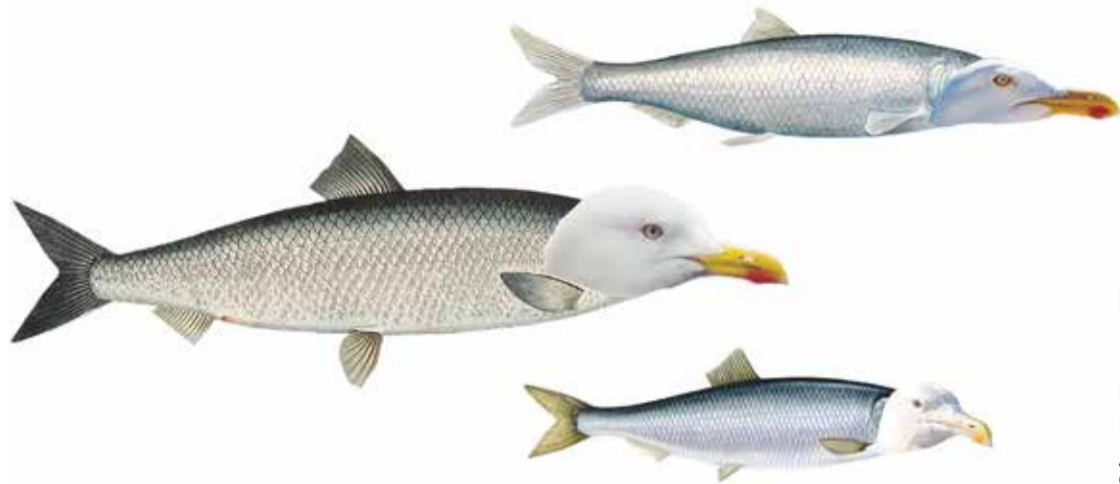


Dat is so!



Mecklenburg-Vorpommern – das sind weite Wiesen, kilometerlange Strände, Ökodörfer, Fischbrötchen und Manuela Schwesig; aber auch kulturelle Einöde und politische Enge. Was bewegt das Land an der Küste? Und wie wird es wählen?
2-7

Editorial

von Andreas Rüttenauer

Im Umfragerausch, den sich die Sozialdemokraten in Deutschland ja nun beinahe täglich ansaufen können, geht beinahe ein wenig unter, dass sie mit einem Sieg am 26. September ziemlich sicher rechnen können: Manuela Schwesig, die Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern, wird die Landtagswahl wohl gewinnen. Dort wird am selben Tag abgestimmt, an dem auch die Zusammensetzung des neuen Bundestags ermittelt wird. Auf knapp 40 Prozent kommt die SPD in einer Umfrage von infratest dimap, die am Mittwoch veröffentlicht wurde. Verrückt. Man könnte glatt glauben, die SPD sei eine Volkspartei.

Worin der Erfolg begründet liegt? Die Suche nach den Gründen für das irre SPD-Hoch führt direkt zu Manuela Schwesig. Deren steile Karriere hat einst in Schwerin begonnen, wo ein spezielles politisches Treibhausklima herrscht. Diesem ist Schwesig längst entwachsen und schaut nun vom Schweriner Schloss aus auf ihr Land, das sie regiert.

Zu Mecklenburg-Vorpommern haben fast alle Deutschen eine Meinung. Die einen müssen aufstoßen, weil sie an das Fischbrötchen denken, von dem sie so oft aufstoßen mussten. Die anderen tragen in diesen Septembertagen noch ihre Sommerbräune vom Ostseurlaub ins Büro. Manche müssen sich schüteln, weil sie an Nazis denken.

Zum Davonlaufen hatten viele das Land gefunden, die jetzt wieder zurückkehren. Ja, es ziehen mehr Leute nach Mecklenburg-Vorpommern als das Bundesland verlassen. Sie arrangieren sich mit ihrer alten Heimat; auch wenn es in der Großstadt vielleicht leichter war, wenn man ein wenig anders ist. Für unser MV-Dossier haben drei solche Rückkehrer von ihren Erfahrungen berichtet. Was sie aus den Städten mitbringen, in die sie einst auszogen, wird das Land verändern.

Es hat sich sowieso immer verändert. Flüchtlinge waren es, die das Land, das heute Mecklenburg-Vorpommern heißt und ist, nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt haben. Nein, nicht alle dort tragen Fischerhemd und sprechen Platt. Und doch lebt das Land von den Klischees, die über den Norden kursieren. Der knorrige Fischer gehört gewiss dazu – der echte Fischer findet heute immer weniger Heringe in der Ostsee: eines von vielen Umweltproblemen der Region. Michael Succow, ein echter Umweltpolitiker in der untergehenden DDR, weiß wie kein Zweiter, wie es der Natur geht, was die Menschen mit ihr machen und dass sie mehr Liebe gebrauchen könnte.

Also, schauen wir nach Norden! Es lohnt sich.



Illustration: Eléonore Roedel



Wieder zurück

Abwanderung war lange das große Thema in Mecklenburg-Vorpommern. Hatte es zur Wendezeit noch bundesweit die jüngste Bevölkerung, gehört sie heute zu den ältesten. Das Land öffnete Rückkehrer-Agenturen und startete Kampagnen. Die Statistik hat sich gedreht: Mehr Menschen ziehen nach Mecklenburg-Vorpommern als von dort weg. Soziolog*innen untersuchen, inwiefern Rückkehrer*innen ländliche Räume verändern, wenn sie zwischenzeitlich in einer Großstadt lebten. Für die taz berichten drei von ihnen über ihre Erfahrungen.

„Als Kind wollte ich immer auf dem Land bleiben. Wir haben auf einem Dreiseitenhof gewohnt, ich bin wie ein Bauernjunge groß geworden. Wir waren sechs Kinder, es gab viele Tiere. Für meine erste Ausbildung als Friseur bin ich nach Rostock, das war für mich damals eine Weltstadt. In der Zeit dort habe ich meinen heutigen Mann kennengelernt. Er ist Krankenpfleger und wollte unbedingt nochmal nach Hamburg.“

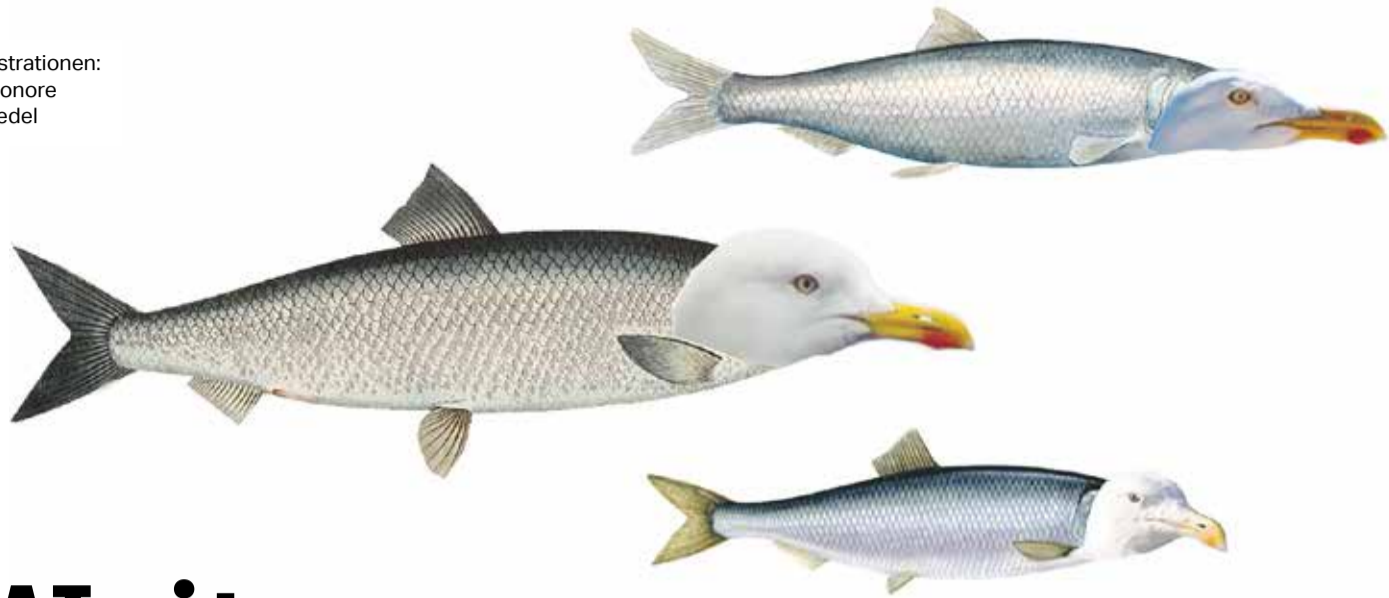
Als Friseur habe ich in Rostock 500 Mark Netto verdient – in Vollzeit. Das war keine Perspektive. In Hamburg habe ich mit nachgeholt Fachhochschulreife noch Soziale Arbeit studiert. Das war meine schönste Zeit. In Mecklenburg musst du immer mit dem Strom schwimmen. In Hamburg hatte ich plötzlich eine Kommilitonin mit wunderschönen Dreadlocks. Eine andere Kommilitonin kam aus Afghanistan.

Ich wollte in Hamburg bleiben, aber mein Freund wollte zurück zu seinen Eltern. Es muss doch auch jemand zurückkommen, dachte er – und wer, wenn nicht wir? Wir haben beide eine Stelle gefunden, aber der Start war sehr herausfordernd. Mir wurden Dinge gesagt wie: Mit der Sexualität, die Sie haben, wird das schwierig hier. Wenn wir bei der Arbeit mit Neuerungen kamen, fühlten sich die Leute angegriffen. Es begegnet uns auch viel rechtes Gedankengut, das nacherzählt wird.

In den Jahren hat sich aber auch extrem viel zum Besseren verändert. Vor allem durch die Leute, die sich bewusst entschieden haben, auf dem Land zu wohnen. Wir haben immer wieder Momente, in denen wir denken, wir wandern nach Schweden aus. Ich hatte mich zwischen durch sogar schon einmal in Hamburg beworben, aber dann haben wir entschlossen nochmal durchzuhalten. Wir fühlen uns verantwortlich für unsere Eltern. Im Inneren ist so ein Druck: Du kannst doch nicht wieder weggehen, wenn schon so viele gegangen sind.

André Schulz, 36, arbeitet in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung und wohnt bei Krakow am See.

Illustrationen:
Eléonore
Roedel



Weit, eng und schön

Von Andreas Hergeth

Da sitzen wir Ende August im Urlaub auf der Terrasse eines alten Bauernhauses in einem Dorf nahe Münster und reden bei einem edlen italienischen Wein über die Urlaubspläne in diesem Jahr, die gescheiterten. Wir, mein Mann und ich, sind eben drum statt in Italien bei den guten Freunden im Münsterland zu Besuch. Und da komme ich auf die Frage, was den Gastgeber so auf die Schnelle an Assoziationen einfällt, wenn es um Mecklenburg-Vorpommern geht.

Es purzeln ein paar Begriffe und Namen. Als Erstes – und unerwartet – der „Polizeiruf 110“ aus Rostock, mit das Beste, was die ARD an Krimis zu bieten hätte, sagt der Freund; vor allem Schauspieler Charly Hübner in der Rolle als Bukow hat es beiden angetan. Dann folgen „viel Landschaft und Weite, die Seen, das Meer, Wind und Urlaub“. Dazu kommt Ministerpräsidentin Manuela Schwesig, „eine coole Frau“, wie die Freundin erklärt. Und erwartungsgemäß erwähnen sie auch die „schweisssamen und rauen Leute“. Aber keine Nazis, keine AfD-Wähler:innen? Nö. Mit diesen Klischeebildern können sie nicht dienen.

Dieser Text schlägt einen anekdotenhaften Bogen, völlig subjektiv, auf der Suche nach Deutungen. Vor allem war der Redaktion wichtig, dass da jemand schreibt, der selbst aus Mecklenburg-Vorpommern stammt. Das Wort vom „Stallgeruch“ passt hier ganz gut. Ich wurde

1966 ganz am westlichen Rand des Bundeslandes geboren, dass zu DDR-Zeiten in die drei Bezirke Schwerin (wo ich in einem kleinen Dorf aufwuchs), Rostock und Neubrandenburg aufgeteilt war. Und weil ich 1992 nach Berlin zog und seitdem dort lebe, habe ich genug Abstand zur alten Heimat.

Man könnte damit anfangen, wo die Leute leben.

Städtisch oder dörflich, das macht einen Unterschied. Denn so ein eher dünnbesiedeltes Flächenland – auch wenn die Weite ja gern romantisiert wird – hat seine Schattenseiten. Die weiten Wege! Meck-Pom ist deshalb ein Autoland, Stichwort Baumalleen (wunderschön, mitunter jedoch gefährlich). Es gibt menschenleere, dafür tierreiche Gegenden, viele Wälder und Wiesen und Seen – und eben die Ostsee. Und dann sind da riesige Felder, ein Erbe der DDR mit ihren Großbetrieben. Zur Rapsblüte erstrahlt das halbe Land in sattem Gelb, wie herrlich. Mecklenburg-Vorpommern gilt als beliebtestes Reiseziel innerhalb Deutschlands!

Man könnte damit fortfahren, wie die Menschen leben. Die einen sind in alten Häusern aufgewachsen, die schon ihren Eltern und Großeltern gehörten. Die anderen sind in Plattenbauten groß geworden, die in DDR-Zeiten überall gebaut wurden – in fast jedem Dorf gab und gibt es ein paar Blöcke. Man könnte also sagen, dass die einen Hausbesitzer sind, die ihre Immobilien weitervererben können. Die anderen aber sind – überspitzt gesagt – Habenichtse, die immer nur zur Miete wohnen. Diese Ungleichheit setzte sich nach dem Fall der Mauer fort, nicht jede:r konnte sich den Bau eines Hauses leisten.

Zur Mentalität des Landes gehört die Flüchtlingsfrage. Nicht die von 2015. Schon eher die kurz nach der Wende, als der rechte Mob Flüchtlingsheime anzündete, wie schrecklich, wie beschämend. Gemeint ist die vor über 70 Jahren. „1950 lag der Anteil der Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung Mecklenburgs bei rund 46 Prozent“, ist im Archiv der *Schweriner Volkszeitung* zu lesen. Die Einwohnerzahl hatte sich nach dem Zweiten Weltkrieg nahezu verdoppelt. „Dieser Teil der sowjetischen Besatzungszone nahm prozentual die meisten Vertriebenen auf – mehr als 980.000.“

Ich stamme von Vertriebenen ab (und bin in einem Neubaublock aufgewachsen), meine Mutter musste aus Schlesien fliehen, mein Vater aus dem Sudetenland – in Mecklenburg haben sie sich kennengelernt. Traumata aus Krieg und Vertreibung hängen auch den nachwachsenden Generationen an, sie wirken

fort, das habe ich an meinen Eltern gesehen. Und das gilt auch für seelische Verlet-

Mischpoke ist wohl ein passendes Wort, wenn man die Menschen in Mecklenburg-Vorpommern mit all den Einflüssen slawischer Stämme, skandinavischer Eroberungen und Flüchtlingen in früherer und jüngster Zeit beschreiben soll

zungen, die den Umsiedlern, so der DDR-Jargon für Vertriebene, in der neuen Heimat von den Alteingesessenen zugefügt worden sind.

Ich habe die Erzählungen noch immer im Sinn, kann sie bei der Schwester meiner Mutter bis heute abfragen. Wie unbeliebt die Flüchtlinge in den ersten Jahren bei den Bauern und Fischern waren, wie verachtet und verhasst. Wie bei Beerdigungen jahrzehntlang die Trauergemeinde zweigeteilt am Grab stand, auf der einen Seite die Einheimischen unter sich, auf der anderen die Flüchtlinge.

Hinzukommen das DDR-Bildungssystem und eben das ganz normale Leben im realsozialistischen Alltag vier Jahrzehnte lang, in der Nische, in der „kommoden Diktatur“.

All das steckt in den Menschen im östlichen hohen Norden drin. Mischpoke ist ein passendes, aus dem Jid-

Es gibt menschenleere, dafür tierreiche Gegenden, viele Wälder, Wiesen und Seen – und eben die schöne Ostsee

dischen stammendes Wort, wenn man die Leute in Mecklenburg-Vorpommern mit all den Einflüssen slawischer Stämme (was man noch heute an den vielen Ortsnamen, die auf -ow wie Warnow enden, erkennen kann) oder skandinavischer Besetzungen (die Wikinger, die Schweden) und nicht zuletzt durch die Flüchtlinge in früherer und jüngster Zeit beschreiben soll.

Das geht auch kulinarisch. In meiner Person vereinen sich die Vorlieben für Mohn (Schlesien) und Kümmel (Sudetenland) und Klöße (Schnittmenge beider Regionen) mit Kartoffeln und Fisch in alle Varianten, egal ob geräuchert, gebraten, in Aspik, sauer eingelegt oder als Heringsalat.

Die Vorliebe für Fisch ist vielen Menschen im hohen Norden in die Wiege gelegt. Na ja, Fischbrötchen sind ja auch so ziemlich das genialste wie praktischste und gesündeste Essen überhaupt. Fischbrötchen sind der kleinste (oder besser größte) gemeinsame Nenner. Und schlimm in dieser Saison: Wegen Arbeitskräftemangel gibt es hier und da Engpässe in der Versorgung an der Ostseeküste. Wie das ZDF am 4. September in seiner Nachrichtensendung „heute“ berichtete, kann man dienstags in der „Fischkiste“ in Zinnowitz auf Usedom keine Fischbrötchen kaufen, weil der bekannte Imbiss geschlossen ist.

Letztens hab ich bei einer Feier zur Einschulung einer meiner zahlreichen Großnichten zum ers-

ten Mal gegrillten Hecht gegessen, echt lecker. Der stammte aus dem Schaalsee bei Zarrentin. Ein Bekannter hatte ihn geangelt, ein patienter junger Mann, der sein Leben in Griff hat, gutes Geld für harte Arbeit verdient, zwei kleine Kinder hat, zur Miete wohnt. Wir verstehen uns gut. Nur politisch nicht. Er wählt die AfD, die laut Umfragen derzeit bei rund 17 Prozent in Mecklenburg-Vorpommern liegt. Und warum? „Weil die anderen Parteien es nicht hinkriegen“, hat er mir bei einem Cola-Whisky erzählt.

Das hat mich an meinen Bruder erinnert, der vor etlichen Jahren bei Landtagswahlen stets die NPD wählte (die AfD gab es noch nicht). Ich war geschockt. „Die da oben machen doch eh, was sie wollen“, das war sein Argument für seine Art von Protest. Eins, dass ich aus DDR-Zeiten kannte. Ein Ohnmachtserleben gegenüber dem damals diktatorischen und heute demokratischen Staat – ohne irgendeinen Unterschied machen zu wollen oder zu können. Gang und gäbe in Mecklenburg-Vorpommern. Und nicht nur da.

Dabei sind die Leute in meiner alten Heimat liebenswert. Man muss sie nur näher kennenlernen. Klar, das ist mitunter nicht einfach. Viele Menschen geben sich zugeknöpft und Fremden gegenüber reserviert. Wer sich traut, Leute anzusprechen, hat aber gute Karten, ins Gespräch zu kommen. Die Menschen da oben sind hilfsbereit, sind gesellig und essen und trinken und feiern gern.

Und wer Glück hat, erwischt jemanden, der Plattdeutsch sprechen kann. Das klingt nicht nur ungemein sympathisch, mit Plattdeutsch lässt sich auch Unangenehmes auf eine nette Art sagen. „Schietwetter“ klingt einfach schöner als „Scheißwetter“.

Ja, mal stimmen die Klischees über die Einheimischen, mal sind sie einfach Käse. Mecklenburg-Vorpommern ist vor allem überraschend. Es gibt kulturelle Leuchttürme wie das Schweriner Theater oder die Kunsthalle Rostock – und viel kulturelle Einöde. Es gibt Ökodörfer und Bioenergieidörfer wie Bollewick – nominiert für den taz Panter Preis. Und ja, es gibt Dörfer, in denen sich vermehrt Neonazis ansiedeln.

Dieses Jahr stand die Ostseeseinsel Poel auf unserem Urlaubsprogramm. Mein Mann und ich stiegen in einem kleinen Hotel mit 19 Zimmern ab. Wie so oft ist man dann das einzige schwule Paar in so einem Provinzhotel. Aber diesmal nicht. Im Frühstücksraum saß schon ein schwules Pärchen, man sagte sich erkennend „Hallo“. Und mehr noch: Das Hotel gehört einem schwulen Paar, sie führen es seit 2019 und wollen es demnächst um ein weiteres Haus in unmittelbarer Nachbarschaft erweitern. „Schön ist es“, sagte der Hoteller beim Auschecken, „wenn wir hier unersglichen empfangen können.“





Mit Rückenwind von der Küste

Sie wälzte Akten, telefonierte auch nachts Leuten hinterher und düpierte Männer in der Stadtvertretung: Hinter Manuela Schwesigs Karriere steckt mehr als politisches Talent

Aus Schwerin **Thomas Gerlach**

Ist es die Wärme, das Bier oder das Volksgemurmel? In Wirtshäusern kommt der sozialdemokratische Geist jedenfalls leichter zu sich selbst als auf zugigen Plätzen. Die SPD-Annalen sind voll von geschichtsträchtigen Lokalen und Das Martins in Schwerin könnte bald dazugehören. Ja, sagt eine der Kellnerinnen, natürlich weiß sie, dass hier der Stern aufgegangen ist, der seitdem über Schwerin und ganz Mecklenburg-Vorpommern strahlt. Im Martins wurde Manuela Schwesig als Politikerin geboren. Bei der Landtagswahl am 26. September wird sie nach allen Voraussagen einen großen Sieg einfahren. Seinen Anfang nahm dieser Triumph im Jahr 2002 in dem Lokal. Die Sozialdemokraten aus der Schweriner Paulsstadt trafen sich im Vereinszimmer hinterm Tresen, und irgendwann tauchte dabei das Ehepaar Schwesig auf. Die SPD hat sich inzwischen einen anderen Treff gesucht, bedauert die Kellnerin und eilt zur Küche. Verwaist ist Das Martins trotzdem nicht. Wer einen Platz will, sollte vorbestellen. Das Bier ist süffig, das Essen rustikal, der Renner ist Sauerfleisch. Die Schwesigs suchten Anschluss, erinnerte sich einer, der damals dabei war. Das Ehepaar, beide Steuerbeamte, sah seine Zukunft in Schwerin, der Heimat des Mannes.

2003 holen die beiden in der Schweriner SPD-Zentrale ihre Parteibücher ab. „Da unten ist ein junges Paar, das in die SPD eingetreten ist. Es wäre schön, wenn jemand mit den Leuten reden würde.“ Mit diesen Worten kam eine Sekretärin ins Büro, erinnert sich Thomas Haack. Also habe Haack, Mitglied in der Schweriner Stadtvertretung und im Hauptberuf Anwalt, die beiden begrüßt, erzählt er am Telefon. „Die wollten aktiv mitarbeiten.“

In Schwerin regiert damals Harald Ringstorff, ein moderner Onkel Bräsig, seit 1998 als SPD-Ministerpräsident, ein echter Kümmerer. Sein Credo: Es muss gerecht zugehen. Manuela Schwesig – ihr Vater verliert nach der Wende seine Arbeit – dürfte das angesprochen haben. Sie tritt dem Ortsverein Paulsstadt bei, der sich im Martins trifft.

„Es gab nicht nur die üblichen Diskussionen, wer welches Amt annehmen soll“, sagt Haack, man habe über Themen geredet. „Und da haben sie ziemlich bald gemerkt, dass Manuela sehr selbstbewusst auftritt. Sie hat den alten Hasen als Neuling sofort erklärt, was die SPD will.“ Haack lacht. Kein Zweifel, die SPD, in Schwerin kaum 300 Mitglieder stark, hat ein neues Talent.

Thomas Haack ist 2004 bei der Wahl zur Schweriner Stadtvertretung SPD-Zugpferd und holt Schwesig in sein Team. Die SPD erreicht gut 17 Prozent und bekommt acht Sitze, Platzhirsch ist die CDU mit 14 Sitzen. Haack wird Fraktionsvorsitzender, Manuela Schwesig Vize. Wie war die Zusammenarbeit? „Manchmal ging es in der Fraktion hoch her“, sagt Haack. Schwesig festigt ihre Position. „Ihre Anrufe, auch spät abends, waren gefürchtet. Sie ließ erst locker, wenn sie hatte, was sie wollte. Sie wirkte auf mich völlig unerschrocken, auch wenn sie gegen Wände rennt“, sagt Haack.

Wer dann aber gegen eine Wand rennt, ist Thomas Haack. „Ich wollte 2007 Finanzdezernent von Schwerin werden“, erzählt er. „Darüber haben wir uns überworfen.“ Warum? Manuela Schwesig habe selbst Ambitionen gehegt. „Sie fühlte sich nach meiner Wahrnehmung persönlich sehr angegriffen.“ Allerdings hätte sie das Amt gar nicht bekleiden können. Haack, promovierter Jurist, erläutert die beamtenrechtlichen Feinheiten: Als Diplomfinanzwirtin (FH) verfügte sie zwar über die Befähigung zum gehobenen Dienst, nicht aber zum höheren. Eine Finanzdezernentin Schwesig würde es nie geben. „Da war die Politik eine willkommene Aufstiegsmöglichkeit.“

Neuer Finanzdezernent wird ein Mann der SPD, allerdings nicht Haack. Der beklagt in der SVZ den mangelnden Rückhalt in der Fraktion und gibt den Vorsitz ab. Ab dem 1. Oktober 2007 prangt auf den Briefen der Fraktion unter dem Logo der SPD ein neuer Name: „Manuela Schwesig, Fraktionsvorsitzende“. Ihre Unterschrift unter den Schreiben ist makellos wie Kalligrafie.

Eine Zeit lang habe er schon geschmollt, räumt Haack ein. Für Manuela Schwesig findet er heute nur noch anerkennende Worte. Durchsetzungsstark und durchsetzungsfreudig sei sie. „Und sie hat von vornherein das komplette Besteck eines Berufspolitikers mitgebracht.“ Heute ist Thomas Haack



Schillernd: Manuela Schwesig auf einer Wahlkampfveranstaltung im August in Brüel Foto: Bernd Wüstneck/dpa

Professor und Dekan an der Fachhochschule Westküste, lehrt in Heide im Kreis Dithmarschen Unternehmensrecht und verarbeitet die Zeit mit Manuela Schwesig auf seine Art. „In meinen Vorlesungen dient sie als gutes Beispiel dafür, wie schnell es in der Politik gehen kann, wenn man Chancen und Netzwerke zu nutzen weiß.“ Da schwingt Stolz mit.

„Manuela Schwesig hat viel gefragt“, sagt Gerlinde Haker. „Etwa: Wie macht man am besten Wahlkampf?“ Sie lacht. Haker hat den Schweriner Dom als Treff vorgeschlagen. In der Sakristei mit Kreuzgewölbe und Fresken hat sie eine Kerze angezündet. Für sie, Jahrgang 1945, ist die Kirche ein zweites Zuhause. Gerlinde Haker ist aber auch

eine kommunalpolitische Institution. 1994 wurde sie erstmals in die Stadtvertretung gewählt und war bis 2019 in der SPD-Fraktion, dazu 15 Jahre lang stellvertretende Stadtpräsidentin.

Die erfahrene Kommunalpolitikerin und der Politneuling – die beiden haben sich auf Anhieb verstanden. Es ist nicht selbstverständlich, dass sich eine junge Frau politisch engagiert. „Viele scheuen das.“ Familie, Arbeit, Ehrenamt – Gerlinde Haker konnte das schultern, ihre Kinder waren bereits groß. Aber junge Frauen? Natürlich, Schwesigs Mann hält ihr den Rücken frei. Doch die Triebfeder steckt woanders. „Manuela Schwesig ist im guten Sinne ehrgeizig. Das habe ich von Anfang an geschätzt.“

Im November 2007 verhungert in Schwerin die fünfjährige Lea-Sophie. Das Jugendamt war zuvor nur halbherzig den Hinweisen auf überforderte Eltern nachgegangen, und der CDU-Oberbürgermeister bezeichnet die Tragödie als „Pech für uns“. Schwesig,

die neue SPD-Fraktionsvorsitzende, gerade selbst das erste Mal Mutter geworden, ist außer sich. „Der Fall Lea-Sophie hat sie persönlich angegriffen“, sagt Gerlinde Haker. „Sie hat sich rein gekniet bei der Aufklärung.“ Schwesig wälzt Vorgänge, nimmt Akteneinsicht, sitzt im Untersuchungsausschuss. Mit Erfolg. 2008 muss der OB gehen. Neues Stadtoberhaupt wird allerdings nicht, wie von Schwesig erhofft, der SPD-Mann. Der unterliegt knapp der Kandidatin der Linkspartei.

Dafür geht es für eine andere empor. „Die Senkrechtstarterin“, überschreibt die Staatskanzlei geräumt. „Manuela Schwesig hat keine typische Parteikarriere hinter sich“, schreibt die Zeitung. „Sie war nicht bei den Jusos und trat erst mit 29 Jahren in die SPD ein. Dann verlief die Karriere allerdings rasant.“

Schwerin ist ja klein, sagt Gerlinde Haker, nur 95.000 Einwohner. In der geradezu zierlichen Landeshauptstadt überschneiden sich die Kreise. Was in der Stadtvertretung passiert, das bleibt in den Ministerien nicht verborgen. Vieles läuft über den kleinen Dienstweg, alles ist zu Fuß erreichbar. Die Minister residieren in den klassizistischen Hinterlassenschaften der alten Residenz, der Ministerpräsident steigt im Touristengewimmel aus dem Wagen und eilt zur Staatskanzlei hinauf, und über allem thront das golden schimmernde Schloss, als wäre Schwerin eine Märchenwelt, wo eine junge Beamtin wie ein Schneewittchen plötzlich als Ministerin erwacht, umringt von höflichen Männern.

Weit gefehlt, sagt Gerlinde Haker. Machogehabe, Alphatiere, endlose Monologe – alles hat sie in der Politik erlebt. „Lass sie doch reden, denke ich dann.“ Haker winkt ab. „Es geht Manuela genauso. Und Merkel auch.“ Die übelste Herabwürdigung leistete

sich 2011 CDU-Innenminister Lorenz Caffier, als er seine junge Kollegin als „Küsten-Barbie“ schmähte. Im November 2020 stürzte Caffier nach taz-Recherchen zu Verwicklungen ins rechts-extreme Netzwerk Nordkreuz. Da war Manuela Schwesig bereits seine Vorgesetzte.

2017 war Erwin Sellering, vierter Ministerpräsident nach der Neugründung des Landes, zurückgetreten. 15 Jahre nach dem Abend im Martins wurde an der Staatskanzlei eine Tafel ausgewechselt. Unter dem Wappen von Mecklenburg-Vorpommern prangt seitdem: „Die Ministerpräsidentin“.

Zeit, dass sich die SPD in Schwerin wieder nach neuen Talenten umsieht. Der Ortsverein Paulsstadt trifft sich inzwischen im Club Jo21, nach eigenen Angaben „der Treffpunkt für Schwule, Lesben und ihre Freunde“.

Sie ist Finanzwirtin

Manuela Frenzel wird 1974 in Frankfurt (Oder) geboren, sie wächst im brandenburgischen Seelow auf. Ihren Berufswunsch Erzieherin verwirft sie und lässt sich nach dem Abitur zur Diplomfinanzwirtin (FH) ausbilden.

2000 geht sie mit ihrem Mann Stefan Schwesig nach Schwerin, **ab 2002** arbeitet sie im Finanzministerium. **2003** tritt sie in die SPD ein. **Von 2004 bis 2008** ist sie Mitglied der Schweriner Stadtvertretung, ab 2007 SPD-Fraktionsvorsitzende. **2008** beruft sie Ministerpräsident Erwin Sellering zur Sozialministerin. Nach der Bundestagswahl **2013** wird Schwesig Bundesfamilienministerin. Nach dem krankheitsbedingten Rücktritt Erwin Sellering wird Manuela Schwesig am 4. Juni **2017** vom Landtag zur neuen Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern gewählt.



„Randale und Krawall, die Zeiten sind längst vorbei“

So heißt es in einem Song des Rostocker Rappers Marteria



Wieder zurück

„Es waren Zufälle, die mich hier wieder hergeführt haben. Die Entscheidung ist mir entgegengekommen. Als Jugendliche habe ich mich in Berlin und Barcelona gesehen, nie in Bützow. Ich wollte in die Welt. Berlin, wo ich später hinzog, war für mich wie ein großes Open-Air-Theater. Aber ich bin dort auch ohne Ende mit dem Fahrrad herumgefahren, um einen grünen Flecken zu finden. Die Berliner benutzen die Natur, und das sieht man ihr an. Ich habe gemerkt: Die Sonnenblumenfelder, das Feuer machen am See – das ist alles nicht selbstverständlich.“

Ich bin mit einer Ausstellung durch Mecklenburg-Vorpommern getourt. Das Engagement der Leute hat mich so berührt. Menschen, die jeden Tag fünf Kuchen vorbeibringen, weil sie sich freuen, dass etwas passiert. In einer Kunstkirche kamen bei jedem Event 200 Leute. In einem Dorf mit etwa 42 Menschen! Es gibt jede Menge Räume, bei denen sich Leute freuen, wenn jemand dort ausstellt. Gutshäuser, Kirchen. Da waren sofort Künstlerinnen und Künstler, die gesagt haben: Komm doch her, wir vernetzen uns.“

Meine beste Freundin aus Berlin ist nach Bützow gezogen. Sie hat gesagt: Schau mal, hier ist eine Wohnung frei. Die 70 Quadratmeter kosten 400 Euro mit allem Drum und Dran, und ich kann das Kanu einmal über die Straße tragen und bin direkt im Wasser.“

Es gibt wenig, was ich vermisse. Vielleicht die kulinarische Vielfalt. Aber mittlerweile denke ich, wenn mir etwas fehlt, dass ich es eben selbst machen muss. Mich erstaunt, dass mittlerweile viele Leute zurückkommen. Ich habe Leute aus Kindheitstagen wieder getroffen, die waren zwischenzeitlich in Schweden oder in China.“

Trotzdem war es für mich auf jeden Fall nötig zu gehen. Sonst hätte ich nicht gesehen, was ich hier habe.“

Maria Müller, 37 Jahre alt, lebt als Künstlerin in Bützow

Hering mit Hoffnung

Die Fischerei gehört zum Bild, das man sich von Mecklenburg-Vorpommern macht: Küstenfeeling. Wirtschaftlich ist sie marginal. Auch der Bestand ihrer wichtigsten Fischart ist eingebrochen

Von **Gernot Knödler**

Mecklenburg-Vorpommern ohne Fisch und Fischerei ist wie eine Oase ohne Palmen – oder, wie es SPD-Landwirtschaftsminister Till Backhaus ausdrückt: „Ein Ostseebesuch ohne ein Fischbrötchen direkt vom Kutter – das kann niemand wirklich wollen.“ Die Fischerei sei ein Stück Landeskultur und für die wirtschaftliche Entwicklung der Ostseeküste von entscheidender Bedeutung.

Das Land betreibt für die Fischerei einen erheblichen Aufwand: Der Fischfang wird stark subventioniert, aufwendig beforscht und steht regelmäßig auf der politischen Tagesordnung. Dabei bringen die Fänge vor der Küste kaum etwas ein. Auch wird die Ostsee immer leerer. Es gibt immer weniger Fische.

250 Millionen Euro Fördergeld hat das Land seit 1991 an die Fischwirtschaft ausgereicht, sagt der Minister, im Schnitt acht Millionen pro Jahr. Damit seien Investitionen von 410 Millionen Euro in Hafenanlagen, Kutter und Fischfabriken ermöglicht worden. Eingenommen haben die Fischer mit Hering, Dorsch und

Scholle 2015 gerade einmal zehn Millionen Euro.

Und dabei wird die Lage der mecklenburg-vorpommerschen Fischer immer schwieriger, weil der Bestand ihres Brotfisches eingebrochen ist. Nach einer Darstellung des Thünen-Instituts für Ostseefischerei verdienen die Fischer im Land knapp die Hälfte ihres Geldes mit dem Hering. Dieser produziert aber nur noch ein Fünftel des Nachwuchses wie vor 20 Jahren.

Angesichts der dramatischen Lage wurde die zulässige Fangmenge 2017 um 94 Prozent reduziert. „Durch diesen drastischen Einschnitt erlebt die Fischerei in Mecklenburg-Vorpommern derzeit den zweiten großen Strukturwandel nach der Wiedervereinigung“, stellt das Institut fest.

Laut Zählung des Landesamts für Landwirtschaft, Lebensmittelsicherheit und Fischerei gab es 1990 noch 950 Fischereibetriebe im Haupterwerb, 2005 noch 450 und im vergangenen Jahr nur noch 200. Die Zahl der Kutter und Trawler ging von 1.100 Anfang der 90er Jahre auf 670 im Jahr 2019 zurück, vor allem ab Mitte der nuller Jahre.

Das Thünen-Institut ist der Frage nachgegangen, wie es zu diesem Einbruch kommen konnte, und hat zwei Faktoren ausgemacht: die Erwärmung des Wassers und die Überdüngung des Meeres. Der zunehmende Nährstoffreichtum führt dazu, dass die Wasserpflanzen, auf denen die Heringe laichen, nur noch in flachen, hellen Uferzonen wach-

Der Heringsbestand kann auch unter den Bedingungen des Klimawandels nachhaltig bewirtschaftet werden

sen. Über den nun auf wenige Gebiete konzentrierten Laich kann sich nun der Stichling leichter hermachen. Dazu kommt, dass die Pflanzen von Stürmen leichter an Land geworfen werden können. Zudem gedeihen schädliche Algen und Pilze durch den Nährstoffeintrag besser. Oh weh.

„Von allen Randmeeren hat sich die Ostsee seit den 1980er Jahren am stärksten erwärmt“, schreiben die Thünen-Forscher. Das führt dazu, dass die Heringslarven früher schlüpfen und zu einer Zeit Zooplankton zum Fressen brauchen, in der es noch nicht ausreichend vorhanden ist. Steigen die Temperaturen im Jahresverlauf zu schnell, können die Larven überdies Herzrhythmusstörungen bekommen.“

Trotz dieser Erkenntnisse geht das Thünen-Institut davon aus, dass der Heringsbestand in der westlichen Ostsee auch unter den Bedingungen des Klimawandels nachhaltig bewirtschaftet werden kann. „Wenn es uns gelingt, ihn in den grünen Bereich zu bringen, kann man wieder 20.000 Tonnen ernten“, sagt Institutsleiter Christopher Zimmermann. Das wäre zwar halb so viel wie 1990, aber zehnmal so viel wie im vergangenen Jahr.“

Voraussetzung dafür wäre ein geringerer Nährstoffeintrag und eine maßvolle Fischerei, die sich an den Fangquoten-Empfehlungen des Internationalen Rats für Meeresforschung (ICES) orientierte.

Buchcover von „Der versperrte Weg, Ostseefischer“, 1894, und „Das erste Bad“ aus der Mappe „Malerische Bilder“
Foto: Wilhelm Dreessen/imago



Lothars Leibgericht – eine Rezeptur

Natürlich Fisch, natürlich Dorsch. Der wird ja bisweilen als schwieriges Tier bezeichnet. Von wegen Kabeljau und so. Wer's richtig macht, kann seine wahre Freude dran haben. Und so geht's.

Die Senf-Basilikum-Soße

200 ml Fischfond mit zwei fein gewürfelte Schalotten fast komplett reduzieren.
200 ml Weißwein fast komplett reduzieren.
200 ml Noilly Prat oder trockenen Wermut fast zur Gänze reduzieren.
Die drei Flüssigkeiten zusammenfügen und durch ein Sieb laufen lassen.
2 Esslöffel Senf nach Wahl, grobkörnig oder Dijonsenf, scharf oder mittelscharf, zugeben.
Achtung: Süßer Senf ist nicht geeignet!
Mit 400 ml Sahne und 200 ml Crème double

auffüllen und etwas reduzieren. Salzen und pfeffern und eventuell mit etwas Soßenbinder andicken. Zum Schluss gehackten Basilikum unterheben. Dann noch einmal mit Salz und Pfeffer und etwas Balsamicoessig abschmecken.

Der Mecklenburger Kartoffelstampf

Den sollte man möglichst zeitgleich mit dem Fisch zubereiten: Aus 1 Kilo festkochenden Kartoffeln, ¼ Liter Milch und 250 Gramm (!) weicher Butter mit Salz und Muskat einen groben Kartoffelstampf herstellen, in den man noch diverse Küchenkräuter, falls vorhanden, unterheben kann.

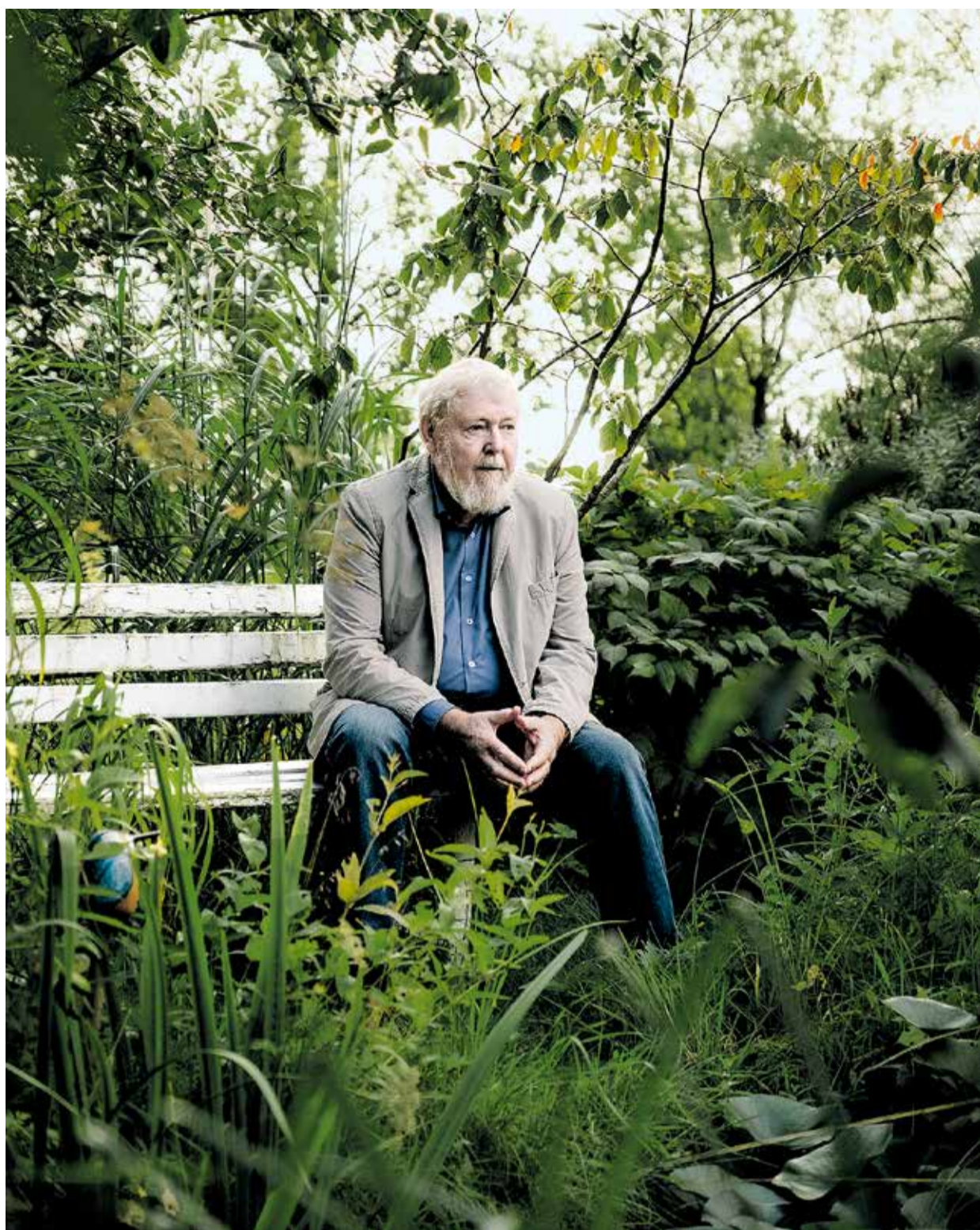
Der Dorsch persönlich

4 Dorschfilets braucht es – ohne Haut und ohne Gräten selbstverständlich. Die sind mit Salz und Pfeffer zu würzen und dürfen kurz zur Seite gelegt werden.
Nun 1 Liter Wasser mit einem ordentlichen Schuss Weißwein, dem Saft einer Zitrone und 1 Esslöffel Salz kurz aufkochen und in ein tiefes Backblech in den Backofen geben. Der ist da schon auf 180 Grad vorgeheizt.
Die vier Fischfilets werden nun in diesen Sud eingelegt und 10 Minuten pochiert. Danach wird der Fisch gewendet und weitere 10 Minuten pochiert. Zwischendurch ruhig schon mal eine Garprobe machen. Denn übergart werden sollte der Dorsch in keinem Fall.

Das Leibgericht

Den heißen Stampf im Wechsel mit Fisch und Soße in einen tiefen Teller schichten, sodass ein kleiner Turm entsteht. Wer hat, der kann noch etwas Bratenjus über das Gericht geben und es mit Basilikumöl dekorieren. Je nach Geschmack möge man geschmorte oder gebackene Zwiebeln obendrauf geben.

Toni Münsterteicher ist ein zugewandelter Ostwestfale mit gewaltigem und überaus telegenem Bart. In Binz auf Rügen betreibt er das Restaurant Strandhalle. Das Rezept, das er der geschickte hat, ist nicht von ihm. Der Onkel seiner Frau hat Dorsch so am liebsten gegessen – Onkel Lothar, der Fischer.



Michael Succow in seinem Ökogarten in Wackerow bei Greifswald Foto: Martin Pauer

Interview Julia Boek

taz: Herr Succow, sie gelten als Vater der Nationalparks auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Wie steht es heute um die herrlichen Wälder, Wiesen, Seen und die Küste Mecklenburg-Vorpommerns?

Michael Succow: Ich halte Mecklenburg-Vorpommern mit seiner Endmoränenlandschaft für das Land mit dem größten Reichtum an Natur. Wir haben noch freie Küstenräume, haben es geschafft, große Gebiete wie zum Beispiel die Kreideküste auf Rügen durch Nationalparks zu schützen. Es sind in der Wendezeit hochwertigste Landschaften vor den Investoren, vor dem Kommerz, gesichert worden. Das geschah mit starker Unterstützung der Altbundesländer, allen voran Klaus Töpfer als Bundesumweltminister.

Als stellvertretender Umweltminister in der Modrow-Regierung gelang Ihnen mit dem Nationalparkprogramm 1990 ein gewaltiger Coup. Eine riesige Fläche des Territoriums der DDR wurden unter strengen Naturschutz gestellt.

Wichtig ist, dass die westdeutschen Naturschützer uns damals schnell geholfen haben. Als ich stellvertretender Umweltminister für dieses untergehende DDR-Reich war, kam der WWF Deutschland und fragte, wo er helfen könne. Wir konnten knapp 12 Prozent als Großschutzgebiete einstweilig sichern. Das waren nicht mehr gebrauchte Staatsjagdgebiete, Grenzsicherungsräume, auch Armeeterritorien. Bei meinen ersten Reisen in Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen konnte ich kaum einen alten Laubwald, ein lebendes Moor, einen klaren See finden. Das Grundwasser ist weitgehend durch Last- und Schadstoffe verunreinigt.

In der DDR sah es in Sachen Umweltschutz allerdings auch nicht so gut aus ...

... in der Endphase der DDR war die Landwirtschaft der einzige Bereich, der noch Westgeld brachte. Deshalb gab es ein riesiges Programm der Agrarintensivierung. Ein Größenwahnsinn mit Prinzipien, die aus Amerika kamen, um eben ganz viel zu produzieren und damit Devisen zu machen. Ziel war es damals, Westdeutschland zu überholen, ohne einzuholen. Weil ich in der DDR lange als Außenseiter mit gewissen Freiräumen gelebt hatte und unter der Intensivierung der Landschaft mit großen LPGs und der Trennung von Tier und Pflanze litt, wurde ich schon als junger Mensch Naturschützer.

Kämpften Sie damals wie heute für die gleiche Sache?

Heute geht es mir nicht mehr um die Natur allein, sondern um die Zukunftsfähigkeit der menschlichen Zivilisation. Da stehen wir jetzt am Scheideweg. Früher hatten wir noch viel Zeit, jetzt haben wir nur noch zehn Jahre. Es sind die zentralen Fragen: Schaffen wir die Versöhnung von Mensch und Natur? Schaffen wir es, uns zu integrieren, die Natur als Basis unseres Lebens zu erhalten und nicht weiter zu zerstören? Dieses neofeudalistische Handeln vieler Investoren ist wie ein Ausverkauf der Landschaft. Die schönsten Gebiete werden einfach eingehandelt ohne Beziehung, es geht nur um Besitz. Die Hoffnung liegt für mich in den Fridays, in den jungen Leuten, vor allem den Mädchen und Frauen mit hohem Verantwortungsbewusstsein. Die Zukunft ist weiblich.

Wie groß ist die Klimabewegung in Mecklenburg-Vorpommern?

Das ist für mich so ein Problem. Denn warum sind hier, im schönsten Bundesland, nur wenig Men-

schen aus der Mittelklasse aktiv, um sich für das Gemeinwohl, Umwelt- und Klimaschutz einzusetzen? Dieser Mangel an Gemeinwohl-Gefühl ist im Vergleich zu Baden-Württemberg oder Hessen etwa, wo es ganz viele Vereine und ökologische Initiativen gibt, schwach.

Und woran liegt das?

Die Ursache liegt darin, dass in der Zeit der gewesenen DDR Privatinitiativen und Privatwirtschaft – Handwerker und Bauern – so wie meine Familie, systematisch zwangskollektiviert wurden. Somit war Schluss mit der Verbindung zum Boden, mit der Liebe zu Haustieren.

Sie meinen, die Verbindung zur Natur ging damals verloren?

Ja, es entleerten sich in dieser Phase vor dem 17. Juni 1953 über Nacht ganze Dörfer. Die dörflichen Gemeinschaften waren zerstört.

Was bedeutete das Zurückbleiben in der DDR?

Der Aderlass war insgesamt so stark, dass das Bürgertum, das bäuerliche Landleben, und das Handwerk zerbrachen. Dann entstand eben diese neue Schicht der Funktionäre und des Militärs einschließlich der Staatssicherheit. Viele junge Menschen wurden ins Militär eingezogen oder von der Stasi angeworben, wurden machtbewusst, willfährig. Daraus resultiert in Teilen die heutige AfD.

Stichwort Parteipolitik: Warum spielen die Grünen im Schweriner Landesparlament keine Rolle? Gerade wenn man bedenkt, dass das Bundesland maßgeblich von seiner reichen Natur lebt.

Es ist so, dass die Leitfiguren bei den Grünen durch ihre Sozialisierung in den urbanen Kulturen, häufig aus Westdeutschland kommend, zu wenig in die ländlichen Gebiete mit ih-

„Natürlich schlägt mein Herz grün“

Ohne Michael Succow gäbe es viele Nationalparks im Osten wohl nicht. Heute sorgt er sich nicht allein um die Natur, sondern um die Zukunft der Menschheit. Um Mecklenburg-Vorpommern sowieso

ren Problemen wirken. Schließlich waren sie die letzten fünf Jahre nicht als Landtagsfraktion in Schwerin vertreten und konnten nicht als parlamentarische Opposition agieren.
Es mangelt also an charismatischen Führungsfiguren ...

... und es fehlen nach wie vor Menschen, die in ländlichen Regionen des Landes groß geworden sind, die das Land und seine Geschichte kennen. Es gibt hier aber viele, die einen Ökobetrieb aufbauen oder sich künstlerisch produzieren und Gemeinwohlinteressen haben. Sich uneigennützig für die Gemeinschaft verantwortlich zu fühlen, geht nur mit Liebe, nur wenn man etwas liebt, fühlt man sich verantwortlich. Wenn ich aber die Liebe zu Menschen und zur Natur verloren habe, bin ich nur noch ein Instrument, ein Konsument. Und davon haben wir sehr viele Menschen im Land, die nicht bereit sind, sich einzubringen, schimpfen, aber im Wohlstand leben.

Sie meinen so eine Art innerer Emigration ...

... und Verzweiflung. Und dann das Erleben dieser Glücksritter aus dem Westen, die als Investoren hierherkommen, alles aufkaufen und beherrschen wollen.

Wie könnte der Aufwärtstrend der Grünen in Mecklenburg-Vorpommern trotzdem gelingen?

Also meine Hoffnung sind die jungen Menschen, Leute, von denen haben die Grünen einige zur Wahl aufgestellt. Wir brauchen jetzt diese Generation, die in die Politik geht, die aufgeklärt ist. Luisa Neubauer war auch mal bei mir in Greifswald. Da spürte ich, was das für kluge Geschöpfe sind – glaubwürdig, mit Durchblick und eine Übersicht. Das sind für mich die Menschen, die aufbauen. Natürlich schlägt mein Herz grün. Und auch wenn ich Frau Merkel und manch anderen sehr schätze, halte ich einen konservativ Denkenden für kaum fähig, die großen Herausforderungen der Zukunft zu meistern.

Warum nicht?

Der konservativ Denkende will festhalten, den Wohlstand sichern. Das Problem ist, dass wir eine Gesellschaft sind, in der der überwiegende Teil älter als 50 Jahre alt ist. Dass die Wahlen weitgehend von Menschen entschieden werden, denen es gut geht und die Sorge haben, dass es Einbußen geben könnte. Diese Zeit verlangt aber radikale Veränderungen – und zwar jetzt und sofort. Diesen Wohlstand auf Kosten der Welt, auf Kosten der Natur durchzuhalten, ist eine Illusion. Und deshalb ist die große Aufgabe, jetzt und hier Menschen für die unabdingbare Neuorientierung zu gewinnen.

Und wie kann das gelingen?

Es geht darum, an die Vernunft dieser eigentlich konservativ Eingestellten zu appellieren. Ich frage sie dann: Habt ihr Kinder, habt ihr Enkelkinder? Und was sagen eure Enkelkinder? Es geht schließlich um diese Generation. Dass die jungen Leute nicht schon mit 16 Jahren wählen dürfen, finde ich falsch.

Nur wenige Kilometer entfernt von hier endet im Greifswalder Boden die Pipeline Nord Stream 2. Sollte das Projekt, das kurz vor der Fertig-

stellung steht, Ihrer Meinung nach gestoppt werden?

Ich halte diese Leitung für eines der überflüssigsten Dinge, weil Erdgas als festgelegtes CO₂ um unserer Zukunft willen in der Erde bleiben muss. Wir haben die Sonne, die in Zukunft noch heißer sein wird. Diese Sonne hat die Fähigkeit, mit der Vegetationsdecke CO₂ zu binden. Dieses Prinzip – ein ökologisch gebautes Haus, das in der Lage war, die schlimmsten Meteoriteneinschläge auszugleichen – hat die Natur entwickelt. Und jetzt meint das höchst entwickelte Wesen, der Mensch, die Natur zu überlisten und schlauer zu sein. Nord Stream ist für mich eine Fehlentwicklung und in der heutigen Zeit nicht mehr verantwortbar. Daran hat Bundeskanzler Gerhard Schröder – eigentlich ein Machotyp – Schuld. Ich denke, er war der treibende Urheber dieses Projekts, weil er Zugang zu den Führungskräften Russlands hat.

Was hat es mit den Sympathien der Menschen in Mecklenburg-Vorpommern für Russland auf sich?

Also die alten Genossen, die immer weniger werden, für die gilt natürlich „Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen!“. Insgesamt hat die deutsch-russische Freundschaft noch immer eine starke Prägung in Ostdeutschland. Ich selbst bin der festen Überzeugung, dass wir Russland ernst nehmen und als Teil des alten Europas betrachten müssen. Zum Europa der Aufklärung, zu unserer Geschichte, der Kultur gehört Russland dazu. Ich habe bei meinen Naturgroßschutzprojekten in Russland so viel Freundschaft und Herzlichkeit erfahren. Das russische Volk lebt zu größeren Teilen noch in ländlichen Regionen, in enger Verbindung zur Natur. Dort gibt es eine Naturliebe, eine Achtung der Natur, die für mich beispielhaft ist.

Sie sind in diesem Jahr 80 Jahre alt geworden und setzen sich weiter für die Natur ein. Wie geht es weiter?

Jetzt muss das große Moorbuch erscheinen. Und dann sagen viele, dass ich mein Leben aufschreiben muss. Auch habe ich noch ein Buch über den Niedergang unserer Seen in Planung. Ich habe noch manches vor.

Michael Succow

Jahrgang 1941, wurde als Sohn eines Landwirts in Brandenburg geboren. Succow studierte Biologie in Greifswald und arbeitete an der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR. 1990 wurde er stellv. Umweltminister der DDR. In diesem Amt gelang ihm der Coup, das „Nationalparkprogramm“: Knapp 12 Prozent des DDR-Territoriums konnten als Großschutzgebiete ausgewiesen werden, davon wurden fast die Hälfte als Biosphärenreservate, Nationalparks und Naturparks in den Einigungsvertrag eingebracht. Dafür erhielt Succow 1997 den Alternativen Nobelpreis. Mit dem Preisgeld gründete er 1999 die Michael-Succow-Stiftung zum Schutz der Natur. (boe)

„Allgemein gefallen wollen, heißt den Gemeinen gefallen“
Der Maler Caspar David Friedrich, 1774 in Greifswald geboren, wurde mit seinen Bildern aus dem Norden zum Superstar der Frühromantik



Wieder zurück

„Ich habe in Neubrandenburg Abitur gemacht, wir haben in einem Plattenbauviertel gewohnt – auf dem Datzeberg. „Der hoffnungsloseste Ort Deutschlands“, hat der *Focus* mal geschrieben. Für uns war das Heimat.“

Trotzdem war klar: Ich will hier weg. Als ich mit 17 mit Schulkameraden zu meiner ersten Interrail-Reise aufgebrochen bin, war die ganze Klasse für ein Abschiedsfest am Bahnhof, bis wir morgens um vier in den Zug gestiegen sind. Unser Gefühl war: Wir kommen nie zurück.

Ich war dann zum Studium und zum Arbeiten in Frankfurt, in Nantes, in Moskau, in Brüssel, in Münster. Nebenbei war ich im Präsidium des Deutschen Olympischen Sportbunds.

In Brüssel war eine Schlüsselszene für mich, wie sich die Leute aus Osteuropa mit unglaublichem Fleiß eingearbeitet haben. Als Mecklenburger wird man oft bemitleidet. Man ist immer der Letzte – und entwickelt daraus Ehrgeiz. Nun ertappte ich mich, dass ich mit demselben Blick auf Osteuropa schaute.

In meiner Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter in Münster entstand der Gedanke, selbst etwas aufzubauen. Da ging der Blick nach Mecklenburg. 2018 sind wir mit drei kleinen Kindern nach Schwerin gezogen. Die Stadt hat eine gewisse Größe. Wir haben eine Wohnung gesucht, von der man in zehn Minuten mit dem Kinderwagen die Rösterei mit dem besten Kaffee erreicht.

Ich habe in Mecklenburg zunächst die Landesehrenamtstiftung aufgebaut und dann die Deutsche Stiftung für Engagement und Ehrenamt. Sie ist eine Art Kümmerer für alle 30 Millionen Ehrenamtlichen in der Bundesrepublik. Unser Sitz ist Neustrelitz an der Seenplatte. Es war eine bewusste Strategie, Institutionen vermehrt in ländlichen Gebieten im ostdeutschen Raum anzusiedeln. Die Idee ist durchaus umstritten. Aber wir bekommen viele Bewerbungen von Rückkehrwilligen.

Protokoll: Luise Strothmann
Jan Holze, 40, ist Vorstand der Deutschen Stiftung für Engagement und Ehrenamt und lebt in Schwerin

Barbara Thalheim und Ingo Schulze vor dem Tourbus in Rostock Dierkow
Foto: Frank Hormann/nordlicht



Kultur und Popkultur sind nicht gerade Aushängeschilder in Mecklenburg-Vorpommern. Darüber kann nur erstaunt sein, wer sich ein bisschen durch das Bundesland bewegt. Unterwegs in Parchim und Rostock

Aus Parchim und Rostock **Jens Uthoff**

Ein grauer sogenannter Sonntag in Parchim, Ende August. Vor dem Rathaus steht ein grauweißer VW-Bulli T2b, Baujahr 1977, ein Hippie-Traum. An ihm prangt ein Aufkleber: „Wählen gehen!“ Davor ein Tisch mit Flyern und Broschüren.

Mathias Greffrath ist 13 Tage lang mit diesem Bulli in Mecklenburg-Vorpommern – von jetzt an: MV – unterwegs. Jeden Tag eine Station, jeden Tag eine Veranstaltung mit Schriftsteller:innen, Musiker:innen, Künstler:innen. An Orten namens Tribsees, Ahrenshoop und jetzt Parchim. Greffrath, Soziologe und Journalist, will für die Demokratie werben; dafür, überhaupt eine Wahl zu haben. „Es gibt viele Menschen, die haben sehr konkrete Vorstellungen davon, wie eine lebenswertere Welt aussehen könnte“, sagt er. „Doch sie engagieren sich nicht, weil sie die kleinen Schritte scheuen. Diese Leute zu erreichen, darum geht es.“

In Parchim stehen ein paar Teenies, ältere Paare, eine muslimische Familie auf dem Schuhmarkt. Insgesamt rund 40 Leute. Stühle bleiben leer. Die Liedermacherin und Ostlegende Barbara Thalheim steht unter einem Pavillon, die Gitarre in der Hand, sie erzählt Anekdoten, singt Songs wie „So lebten wir in der Zeit der Stagnation“. Der Berliner Verleger Christoph Links liest einen Text, der von den Wahlplakaten der Nachwendzeit handelt.

Es sind die Mühen der Ebene, die man hier beschreitet. Die Reise ist angelehnt an die Tour durch die BRD, die Günter Grass 1969 in einem VW-Bulli unternahm, um für Willy Brandt zu werben. Initiiert haben die Tour das Koeppenhaus Greifswald mit Projektkoordinatorin Kati Mattutat und das Bündnis „unteilbar“, das am 18. September zur Demo in Rostock aufruft. Greffrath versteht den Kulturbulli als Anstoß: „Es kommt vor, dass sich der örtliche Gesangsverein mit einer Tourismusinitiative vernetzt“, sagt der 76-jährige, „es entsteht eine Art von stadtinterner kleiner Öffentlichkeit durch diesen Impuls von außen.“

Als Kulturland gilt MV eigentlich nicht. Darüber kann man nur erstaunt sein, wenn man sich durch dieses Land bewegt. Denn Kulturinitiativen und zivilgesellschaft-

liches Engagement gehen hier oft Hand in Hand, es gibt Festivals wie die Fusion, das 3000 Grad, das Panacea oder das Immergut-Festival. Und es bewegt sich etwas, in der Coronakrise hat sich mit dem „Kulturwerk MV“ ein Verband für Clubs und Live-Spielstätten gegründet. Doch wenn etwas über die Landesgrenzen hinausstrahlt, sind es meist nur die Festspiele Mecklenburg-Vorpommern. Kultur und Popkultur haben vielerorts einen schweren Stand, sind chronisch unterfinanziert.

Wenige Meter vom Schuhmarkt entfernt sitzt Thomas Ott-Albrecht in seinem Büro im Jungen Staatstheater Parchim. Der 60-Jährige ist In-

„Ich bin im Osten groß geworden und liebe daher das Mittel der intelligenten Anarchie“

Thomas Ott-Albrecht, Junges Staatstheater Parchim

tendant des Theaters, das Haus befindet sich noch in einem baufälligen ehemaligen Hotel. Der große Saal wurde 2014 wegen Einsturzgefahr geschlossen; als Ott-Albrecht nun durch den dunklen Raum hindurchführt, tropft es an einer Stelle von der Decke. Das Theater stand schon oft kurz vor der Schließung. Wie man einen solch rostigen Tanker navigiert? „Ich bin im Osten groß geworden und liebe daher das Mittel der intelligenten Anarchie.“

In Parchim geschieht nun etwas Seltenes: Hier wird in Kultur investiert. In einer ehemaligen Getreidemühle entsteht die „Kulturmühle“, das größte Kulturprojekt des Landkreises, für insgesamt 39,8 Millionen Euro. Dort zieht unter anderem das Jugendtheater ein, im Dezember 2022 soll Eröffnung sein. „Gerade im ländlichen Raum ist Kultur essenziell“, sagt Ott-Albrecht. „Wir sind ein Bildungsort, wir regen junge Menschen zum Denken und Selberdenken an, zur Auseinandersetzung mit der Welt.“ Was das Theater für Einzelne bedeuten kann, weiß er aus eigener Erfahrung: „Ich denke oft an den Schauspieler Steffen Sieg-

mund, der heute im Thalia in Hamburg spielt. Er hat bei uns im Theaterjugendclub mitgemacht. Er kam aus sehr schwierigen Verhältnissen. Das Theater war sein Ausweg.“

Rostock, Kröpelinertor-Vorstadt (KTV). Das Viertel ist so etwas wie das Kreuzberg von MV. Im Kultur- und Medienzentrum Frieda 23 haben Selina Wippler und Victoria Teickner an einem Konferenztisch Platz genommen. Die beiden arbeiten für den Landesverband für populäre Musik und Kreativwirtschaft M-V, kurz: PopKW. „Pop- und Club- und Festivalkultur sind ein Wirtschaftsfaktor, sie sind aber in erster Linie ein sozialer und regionaler Faktor“, erklärt Wippler. Wir schaffen es, benachteiligte Kinder und Jugendliche zu erreichen. Wir sorgen dafür, dass ihnen Aufmerksamkeit und Anerkennung zuteil wird.“ Das gelingt etwa mit dem Projekt PopToGo. Jugendliche können Songwriting, Rappen oder Djing lernen, sie arbeiten dabei etwa mit dem Rostocker Rapper Ostmaul zusammen. „Wir haben in Rostock ein großes Problem mit Segregation, deshalb wollen wir mit solchen Angeboten vor allem Jugendliche aus den Randbezirken erreichen“, sagt Wippler.

Angefangen hat die PopKW als Landesarbeitsgemeinschaft Rock und Pop 1999; damals vor allem, weil man der rechtsextremen Bandszene etwas entgegensetzen wollte. Das feste Budget lag 2019 bei jährlich 67.500 Euro von der Stadt Rostock und Land. Das reicht für die Personalkosten, für die Projekte müssen weitere Mittel erschlossen werden. „Es ist an der Zeit, dass Popkultur als Kultur anerkannt wird“, meint Teickner, „viel zu viele halten Pop nur für ein Jugendphänomen.“

Dass Handlungsbedarf besteht, hat das Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur erkannt: 2020 hat man neue „Kulturpolitische Leitlinien“ entwickelt. Eine Empfehlung: „Entwicklung einer Marke ‚Kulturland MV‘“. Wie arg der Nachholbedarf ist, zeigt sich im Haushaltsplan: Zur „Förderung der Kreativwirtschaft“ stehen ganze 100.000 Euro jährlich zur Verfügung. Für ein ganzes Bundesland, wohl gemerkt.

Anne Blaudzun sorgt sich vor al-

lem um die Kulturretats nach der Krise. Die 45-Jährige, Markenzeichen Hut und Totenkopf-Ringe an beiden Händen, ist in der Rostocker Subkultur fest verankert; sie ist seit zwanzig Jahren Redakteurin des Literaturmagazins *Risse*. In dem Heft publizieren ausschließlich Autor:innen und Schriftsteller:innen aus MV, seit 1998 gibt es das Magazin. „Alle Haushalte werden sparen müssen. Dabei stand vielen Kulturprojekten schon vorher das Wasser bis zum Hals“, sagt Blaudzun. Zwei *Risse*-Hefte erscheinen pro Jahr. „Wir achten besonders darauf, dass die Autorinnen und Autoren honoriert werden; auch, wenn es in der Höhe nur symbolische Beträge sein können. Wir wollen damit auch zeigen: Kultur ist nicht umsonst zu haben.“ Ansonsten gebe es eine schlechte Infrastruktur für Literatur in MV: „Die Verlage im Land kann man an einer Hand abzählen. Umso erfreulicher ist es, wenn sich neue Verlage etablieren wie zum Beispiel Katapult in Greifswald.“

Am ersten Sonntag im September – einem, der seinem Namen mehr Ehre macht –, ist der grauweiße VW-Bulli in Rostock Dierkow beim Mühlenfest angekommen. Tag 8 der Kultur-Tour, Barbara Thalheim ist wieder dabei, Schriftsteller Ingo Schulze liest aus seinem jüngsten Roman „Die rechtschaffenen Mörder“. Auf dem Platz: Dorffestatmosphäre. Die Leute sitzen auf Bierbänken bei Bratwurst oder Schmalzkuchen, der Applaus für Thalheim und Schulze wirkt eher pflichtbewusst. Mathias Greffrath wirkt nachdenklich. „Wir müssen überlegen, wie wir noch mehr Leute erreichen.“ Die Formate müssten mehr knallen, meint er.

Insgesamt, so hat es den Eindruck, braucht es in MV schlicht eine Kultur des (finanziellen) Ermöglichens. Trifft man all diese emsigen Menschen, hört man sie von ihren Projekten erzählen, kommt einem das in den Sinn, was die Grünen im Wahlkampf vor sich herbeten: Die (Zivil-)Gesellschaft ist vielerorts weiter als die Politik. Man muss sie nur machen lassen.

Der Kultur-Bulli ist am 10. 9. in Ludwigslust und am 11. 9. in Wismar (12 Uhr) und Lübeck (18 Uhr). Infos: www.kultur-mv.de

Mit dem Bulli durchs Kulturland

taz am wochenende

Die Geschichten hinter den Zetteln

Nach 9/11 hingen in New York überall Zettel und Plakate mit den Gesichtern der Vermissten. Auch Giovanna Gambale und Adam Arias wurden vermisst. Angehörige erzählen 20 Jahre danach ihre Geschichten.

Morgen am Kiosk oder in Ihrem Briefkasten.

taz.de/we





Klartext
Rita Hoff

Bi uns ward Platt ümmer grot schräwen!

Wie ut de Öwerschrift to sehn, geht dat hier nich üm een plattes Ding; nee, dat gehn üm ene Sproak, nämlich dat Plattdütsche. Jo, dat is wirklich 'ne Sproak un keen Dialekt. Räden deht man Plattdütsch de Ostseeküst lang un ok anne Nurdsee un ok in Meckelbörg. Dat is woll öwerall 'n lütt bäten anners – man kann sich likers verstoahn. In de Tied von de Hanse wier Plattdütsch de gebrüklische Verständigung twischen de Hannelslüd.

Dat uns Sproak öwerall so'n bäten anners klingen deht, is oll up Rügen to marken. Ick bün in Bargaen upwossen un häw von Mudding un Grotmudding dat Bargaenche Platt liehrt. As ick vör föfftig Joahr no Ummanz trocken bün mit Mann un twee Kinner, krech ick von unse Fischers to hüren: „Du rädst keen richtiges Platt!“ Nee, richtiges un verkiertes Platt giwt gor nich, denn up ganz Rügen markt man Unnerschiede. De Mönchguter, de Hiddenseeschen, de Wittowschen un äben de Bargaener räden bäten anners; un ick blief bi dat, wat ick to Hus liehrt häw, dor bün ick stur! Tom Bispill secht de Ummanzer to een Rind „dei Kau“ – un ick secht de Koh. Öwer, wi verstoan uns, ok wenn ick bi mine Lösungen un in de Texte de Würd verwennen do, de ick in Bargaen liehrt häw.

Väle von de berühmten plattdütschen Schriewers sün mit verschiedenes Platt to-gang. De Rostocker Richard Wossidlow („Reise, Quartier in Gottes Naam“) schrift miehr dat Seemanns Platt, bi dat man oft de Verbinning to dat Englische marken kann – denn, wenn up een Schipp ropen ward „Reise, reise“, is dat inglich Wurd *rise* meint, wat upstoahn heet. Un de Meckelbörger Fritz Reuter schreef natürlich in sien Platt. „Ut de Stromtied“, „Ut de Franzosentied“ – dor is dat mit Napolen meent – un noch väl miehr hät he schräwen. Noh de Napoleontied wier dat bi de „bäteren“ Lüd ok vörnähm, französisch to räden, se kunnen öwer ok Platt för enne Buern, denn de kunnen natürlich keen Französisch.

In eene Geschicht wier ees 'n Sägler mit Französinnen an Burd bi schlicht Wäder bi Hiddensee vör Anker goahn, den Sturm aftotöben. De Doamen wieren niegich un güngen up de Insel in den'n Glowen, hier keene Zivilisation to finden. Se kemen an een wunnerschönes Hus, wo fein antrockene Kinner in'n Gorden spälten. De rädten se up Französisch an un kregen in ehre Sproak 'ne Antwort. Dat hät enn dägern verfiert. Jo, de Kinner kunnen Französisch, Plattdütsch und Hochdütsch! De Doamen würden in dat Hus inloaden un dürften bi ene Hochtid dorbin.

Ganz niege Inflüsse kemen noh 1945 to uns Platt hento, denn to de Tied würden ok up Rügen väle Flüchtlinge inquartiert. De Minschen wieren ton groden Deel ut Hinnerpommern un rädten ok Platt. Tämlisch anners as wi, man künn sich öwer verstoahn.

Väl Afsonnerliches is in manch plattdütsch Wurt to finden, un de ollen Plattdütschen hebben manchmoal Meuh, sich up dat Hochdütsche to besinnen. So har een von uns Fischer Urlauber in sien Hus unnerbröcht. Dat is woll oll vierdig Joahr her un wier in de Sommerdied. De Gast freuchte sich, dat de Fischer so'n feinen Kirschboom har. Uns Fischer wull em verlickern, wurüm dat nich ümmer spoaßig is un sächt: „Ja, aber die vielen Spreigen!“ De Anner keek em froachwies an. „Na, die vielen Spreen!“, versöchte de Fischer dat noch ees. Wier ok nich bäter ankommen, denn dat hochdütsche Wurt „Stare“ wier unsen Fischer nich infollen.

Giwt ok Würd, de öwer Ümweg to verkloren sünd: „Bottervoagel“, dor müßt du an Buttervogel denken un häst butterfly – Schmetterling. Odder, een sächt: „Kiek, wur de utsüht, as so'n Voagelbunt – bunter Vogel? Nee, hier is de Vagabund meent! Un wenn een sächt: „Bruckst nich glik pissing ut Öking!“ – pinkeln ut de Ogen –, denn is meent, brukst nich glik to blaren! Disse Besonnerheiten weten nich miehr väle Lüd, un wi möten uppassen, dat ümmer noch wek dor sünd, de dat Platt verstoahn, läsen un vielleicht ok noch räden können!

Alles klar? Oder wollen Sie die Kolumne nicht auch auf Hochdeutsch lesen? Die gibt's auf taz.de

Rita Hoff,
vör 75 Joahr up
Rügen in de
Inselhauptstadt
Bargaen geburn.
Se moakt
Lösungen up
Platt, schrift
Böker un
Vertellers. Se is
Mitglied bi
den'n Nedder-
dütschen
Autorenver-
band.

Willkommenskultur für Vögel

Der Nandu ist neu hoch im Norden. Nachdem er lange umsorgt wurde, wird die Luft für ihn aber langsam dünner



Schnell weg:
Der Nandu hat
sich die
Menschen im
Norden netter
vorgestellt
Foto:
Jens Büttner/
picture alliance

Von **Cord Riechelmann**

Nandus gehören zu den Vögeln, die heißen, wie sie rufen. Dabei klingen die tief schallenden und weit reichenden „Nan du“-Rufe weniger nach einem Vogel. Sie ähneln eher dem „Roar“ großer Säugetiere. Vor allem von den männlichen Nandus zu hören, haben die tiefen Sounds den Vögeln nicht nur ihren Namen, sondern auch viel Platz in lateinamerikanischen Mythen und der Populärkultur eingebracht. Da die Vögel ihr „Nan du“ auch in die Nacht rufen, kennt sie überall, wo sie vorkommen, wirklich jede und jeder als Nandus.

So auch in Mecklenburg-Vorpommern, wo die flugunfähigen Großvögel aus der Steppe Südamerikas zwischen Raps- und Weizenfeldern hervorragende Lebensbedingungen vorgefunden haben. Fast 600 Exemplare wurden 2018 gezählt. Bei der Population handelt es sich um die einzige in Europa; sie stammt von den wenigen Vögeln ab, die 2000 aus einem Gehege südlich von Lübeck entwichen konnten.

Nandus kommen im Norden Brasiliens und in Argentinien in zwei Arten vor und werden bis zu 25 Kilogramm schwer. Beide Arten werden oft als Nahrungskonkurrenten von größeren Säugetieren wie Schafen und Rindern angesehen, das ist aber nur die halbe Wahrheit. Nandus verputzen auch Samen, die Rindern zu bitter sind, und solche mit Hafthülle, die den Schafen die Wolle verfilzen. Wahrscheinlich sind die Nandus also eher Freunde und Helfer der Rinder und Schafe.

Gründe, Nandus zu vertreiben, gibt es für Menschen eigentlich nicht. Die Vögel sind grundsätzlich freundlich und lassen sich auch dementsprechend leicht zähmen. In Deutschlands Norden gibt es auch eine erzwungene Willkommenskultur für den Vogel aus Südamerika: Nandus sind nach dem Washingtoner Artenschutz-

abkommen geschützt. Dennoch wurde unlängst per Ausnahmegenehmigung die Jagd auf den Vogel eröffnet, weil er sich bei den Rapsbauern durch die Ernte fraß. Bei der Herbstzählung verzeichnete das Agrarministerium in Schwerin 2020 nur noch knapp 300 Tiere. Unklar ist, ob die braven Vögel nur das Fürchten vor dem Menschen gelernt haben und sich besser verstecken oder ob heimische Jäger ihren Blutdurst auf Großwild entdeckt haben.

In offenen Gruppen von fünf bis 30, seltener bis zu 50 und mehr Vögeln umherziehend, achten Nandus streng auf die Einhaltung einer gewissen Individualdistanz. Wird diese unterschritten, kommt es zu den wenigen Aggressionen, die das Sozialleben der Nandus begleiten. Dann gibt es gegen den Eindringling einen in die Luft gesetzten Kopf-nach-vorn-Stoß, der aber immer symbolisch bleibt und nie gefährlich wird.

Leben in den großen Gruppen weibliche, männliche und

heranwachsende Nandus ohne strengere Hierarchien zusammen, werden die Nanduhähne in der Paarungszeit territorial. Um ihre Territorien, die aus nichts mehr als einer mit Gras ausgelegten Nestmulde bestehen, können die Hähne auch mit Bissen und Tritten kämpfen. Da sie aber, bevor sie kämpfen, oft lange nebeneinanderher laufen, um dabei vermutlich ihre Kräfte zu messen, ist die Regel nicht der Kampf. Meistens hat einer der Hähne schon beim Laufen eingesehen, dass der andere stärker ist, und verlässt den Kampfplatz. Und wenn die Hähne sich dann um ihre Nester verteilt haben, versuchen sie Hennen von sich zu überzeugen.

Auch dafür rennen die Hähne wieder viel, wie Nandus überhaupt sehr schnelle Läufer sind. Zickzack laufend mit abgespreizten Flügeln, umgarnt der Hahn einige Hennen. In der Folge wird er die Hennen irgendwann zum Nest führen, in das sie alle nacheinander ihre Eier legen – bis zu 56 Stück kom-

„

„Lange Wellen treiben schräg gegen den Strand, wölben Buckel mit Muskelsträngen, heben zitternde Kämmen, die im grünsten Stand kippen“

So beginnt **Uwe Johnsons** Großroman „Jahrestage“, der im fiktiven Dorf Jerichow in Mecklenburg spielt

men da insgesamt schon mal zusammen. Die Hennen ziehen von Hahn zu Hahn weiter, und die Brut und die Pflege der Jungen, was beides zusammen insgesamt sechs Monate dauern kann, erledigt allein der Mann. In diesem Zeitraum, in dem die Küken nicht nur für Feinde wie Greifvögel oder Hunde extrem verwundbar sind, verhalten sich die Nanduhähne wachsam und aggressiv. Wobei ihre Aggressionen sich dann nicht mehr gegen anderen Nanduhähne richten: Die Küken wählen ihr Nest selbst aus, das heißt, Küken des einen Hahns können ohne Furcht zu einem anderen wechseln.

Wenn nach sechs Monaten die Alleinaufzucht des Hahns endet und die Hähne sich wieder mit den Hennen in Gruppen zusammenschließen, bleiben die Jungen in der Regel für weitere zwei bis drei Jahre in der Nähe ihres Ziehvaters. Danach versuchen neue Hähne selbstständig eine Nestmulde anzulegen und zu verteidigen.

Anzeige

Unsere Wertschätzung jüdischen Lebens in Deutschland bekunden wir nicht durch Worte, sondern durch Handeln. Seit 1995 förderte die Stiftung an die 200 Projekte jüdischer Frauen, die hier leben und arbeiten.

Die Vergabe für 2022 steht in Kürze an. Bislang sind weit weniger Spenden eingegangen als in den Jahren zuvor. Den Bewerberinnen droht eine große Enttäuschung.

Wir brauchen Ihre Unterstützung.

www.stiftung-zurueckgeben.de
www.facebook.com/zurueckgeben
info@stiftung-zurueckgeben.de

Spendenkonto: Stiftung Zurückgeben
IBAN: DE25 1009 0000 5232 2050 00
BIC: BEVODE33

Christina von Braun, Irene Anhalt, Adrienne Göhler, Kristina Hoff, Christine Holzkamp, Monika Richarz, Hilde Schramm
[Beirätinnen der Stiftung Zurückgeben]

zurückgeben
STIFTUNG ZUR FÖRDERUNG
JÜDISCHER FRAUEN
IN KUNST & WISSENSCHAFT

das portrait



Dorothee Bär, Expertin für alles aus Erfahrung

Sie kennt die Macht der sozialen Medien wie kaum eine andere Politikerin derzeit. Nun trifft Dorothee Bär, noch Staatsministerin im Bundeskanzleramt und Beauftragte für Digitalisierung, selbst die Wucht der Empörung im Netz. Ein Ausschnitt aus einer Maischberger-Sendung von 2017 macht derzeit die Runde auf Twitter. Darin wird die CSU-Politikerin von der Moderatorin gefragt, ob der Mensch der Verursacher der Erderwärmung sei. Bärs Antwort: Sie glaube nicht, dass der Mensch die 100-prozentige Ursache und nicht schuld an irgendwas sei. Sie beruft sich dabei auf ihren „gesunden Menschenverstand“ und ihre Expertise als „Erfahrungsjuristin“ und „Erfahrungsklimaforscherin“.

Die Reaktion aus dem Netz kommt prompt. Kübelweise Häme und virtuelles Kopfschütteln. Bär, eine Klimawandelleugnerin? Kommt nicht gut in der heißen Phase des Wahlkampfes, auch wenn das Video jahrelang ist – und Bär von Klimaforscher Hans Joachim Schellnhuber in der Talkshow umgehend zurechtgewiesen wurde.

Das Video taucht zur Unzeit in Bärs Lieblingsmedium auf. Schließlich ist sie seit Kurzem im sogenannten Zukunftsteam von Kanzlerkandidat Armin Laschet, zuständig für das „update für den Staat“. Der virtuelle Raum ist zudem ihre Spielwiese. Dort erfährt die Welt, dass auf ihrer luxuriösen Handtasche ihre Initialen D. B. eingepreßt sind, dass sie Pink in allen Variationen liebt, dass sie Jägerin und Gamerin ist. Es gibt Fotos von Terminen mit Schafen, mit Kartoffeln und bei der Weinprobe. Nicht zu vergessen bei einem freudestrahlenden Lauf durch den Schnee. Vermutlich in der bayerischen Heimat.

Bär ist klassische Berufspolitikerin. 1978 in Bamberg geboren, tritt sie schon mit 14 Jahren in die Junge Union ein, ab 1994 ist sie CSU-Mitglied. Von da an geht es steil bergauf. CSU-Parteivorstand, Bundestag, der Aufstieg als Staatssekretärin ins Verkehrsministerium – und 2018 ins Kanzleramt. Sie versteht sich nicht nur auf die sozialen Medien, sondern auch feinste Lobbyarbeit mit der Digitalindustrie.

Jetzt schielt sie auf ein Minister:innenamt. Kommt es, wie die Union will, wird es ein eigenes Digitalministerium geben. Fürsprecher hätte Bär aus der Industrie, die sie sogar im Wirtschaftsministerium salonfähig gemacht hat. Die Gamingszene steht hinter ihr, Start-up-Verbände, selbst der Chaos Computer Club schätzen ihr Wissen. Sie wird zu Talks via Clubhouse und Twitch geladen, propagiert Flugtaxi als Verkehrsmittel der Zukunft. Was man eben so macht als digitalaffine Politikerin. Unterschätzen sollte man Bär also nicht. Tweets und Instalove allein werden aber nicht reichen.

Tanja Tricarico

Im Hintergrund

Die rund 7,6 Millionen wahlberechtigten Menschen mit Einwanderungsgeschichte könnten die Wahl entscheiden. Verwunderlich, wie wenig sich die Parteien gezielt um diese Gruppe bemühen

Von Ralf Pauli

Die politischen Kommentator:innen sind sich einig: Die Performance der Kanzlerkandidat:innen Laschet, Scholz und Baerbock entscheidet die Wahl – und wer Kanzler wird, FDP-Chef Lindner. Die Organisation Citizens for Europe vertritt eine andere These: Menschen mit Migrationsgeschichte hätten das Potenzial, die Wahl zu entscheiden. Zwar sind nur knapp die Hälfte von ihnen wahlberechtigt – 7,7 Millionen Menschen bilden aber dennoch eine beachtliche Wählergruppe. Am 26. September vergeben sie 12,2 Prozent der Stimmen.

Was sie damit bewirken können, hat Citizens for Europe zusammen mit der Cornell University und der Universität Chemnitz errechnet: Würden Menschen mit Einwanderungsgeschichte geschlossen für die gleichen Kandidat:innen stimmen, könnten sie rechnerisch in 167 von 299 Wahlkreisen entscheiden, wer das Direktmandat holt. In diesen Kreisen haben sie mehr Stimmen, als bei der letzten Bundestagswahl zwischen Erst- und Zweitplatziertem lagen.

Auch über die Zweitstimme haben Menschen mit Migrationsgeschichte Einfluss – er wird nur kaum sichtbar. Gemäß ihrem Stimmenanteil müssten im Bundestag 87 auf sie entfallen. Aktuell sind es 58. „Bei Menschen mit Einwan-

derungsgeschichte gibt es eine große Repräsentationslücke“, sagt Deniz Yildirim-Caliman von Citizens for Europe.

Die mangelnde Repräsentation dürfte ein Grund für die mäßige Wahlbeteiligung in der Vergangenheit sein. Bei der Bundestagswahl 2017 lag sie mit 61 Prozent 15 Prozentpunkte niedriger als bei Menschen ohne Migrationsgeschichte. Ob es dieses Mal besser wird? Zweifel kommen von der Türkischen Gemeinde Deutschlands (TGD). Nicht nur, weil Themen wie Rassismusbekämpfung oder Chancengerechtigkeit im Wahlkampf bisher kaum eine Rolle spielten. „Wir sind einigermaßen erschüttert, wie gering das Interesse bei manchen Parteien an Integrationsthemen ist“, sagt der Co-Vorsitzende Atila Karabörklü.

Mehr als 1.600 Direktkandidat:innen hat die Türkische Gemeinde befragt. Sie alle haben einen Katalog mit 28 Fragen und Forderungen rund um die Einwanderungsgesellschaft bekommen. Am Donnerstag stellte sie ihre Ergebnisse vor. Allein der Rücklauf sei aufschlussreich gewesen, so Karabörklü: Lediglich 21 Direktkandidat:innen von CDU/CSU antworteten auf die Fragen, sogar bei der AfD waren es mit 24 mehr. Am höchsten war der Rücklauf bei den Grünen, von denen 209 Direktkandidat:innen antworteten, gefolgt von Linken (187), SPD (143) und FDP (129).

Aussagekräftiger ist jedoch, was die Politiker:innen in Sachen Integration antworteten. Wenig überraschend sprechen sich Grüne, SPD und Linke (und teils die FDP) mit großer Mehrheit für das kommunale Wahlrecht für alle, geringere Hürden bei der Einbürgerung oder unabhängige Beschwerdestellen für Diskriminierungen im Kontext Schule aus.

Ein Ministerium für die Gestaltung der Einwanderung wollen mehrheitlich nur Grüne und Linke, eine Quote für Migrant:innen im öffentlichen Dienst nur

„Wir sind erschüttert, wie gering das Interesse an Integrationsthemen ist“

Atila Karabörklü, Türkische Gemeinde Deutschland (TGD)

die Direktkandidat:innen der Linkspartei. Die Kandidat:innen von Union und AfD verneinten viele der 28 Fragen. Bei der Forderung nach unabhängigen Beschwerdestellen für Schüler:innen und leichter Einbürgerung ist die Union immerhin unentschieden. Auch anderen Streitfragen, etwa der Forderung nach einem Antidiskriminierungsge-

setz auf Bundesebene oder nach dem Ausbau der Rassismusbekämpfung stehen Kandidat:innen von CDU/CSU ablehnend oder gleichgültig gegenüber.

Das ist zwar nicht überraschend, wenn man in die Wahlprogramme der Parteien guckt. Überraschend ist eher, dass die Union in der Gunst vieler Wähler:innen aus migrantischen Communities trotzdem zuletzt zulegen konnte. Zwar haben türkischstämmige Wähler:innen bei der letzten Bundestagswahl am häufigsten ihr Kreuz bei der SPD gesetzt. Der regelmäßige Integrationsbarometer des Sachverständigenrats für Integration und Migration (SVR) belegt aber: Betrachtet man die Wahlabsicht aller Menschen mit Migrationsgeschichte, landet die Union seit der letzten Bundestagswahl deutlich vor der SPD.

Aziz Bozkurt, Bundesvorsitzender der AG Vielfalt in der SPD, ist sich sicher, dass der Aufwind für seine Partei auch bei migrantischen Communities ankommt. Inhaltlich mache seine Partei, wie Grüne und Linke, Menschen mit Einwanderungsgeschichte mittlerweile gute Angebote. „Die müssen wir aber auch nach der Wahl umsetzen“, sagt Bozkurt der taz. Vor allem aber müsse die deutsche Einwanderungsgeschichte endlich auch im Kabinett sichtbar werden – egal welche Parteien dort vertreten sein werden.

Bilderwahl Klimapolitik im Kleinen



Die Sonne hat ganz schön runtergebrannt an diesem Tag in Neustadt am Rübenberge. Man hätte glatt glauben können, dass das etwas mit dem Klimawandel zu tun haben könnte. Wie gut, wenn man da ein Wahlwerbeheftchen der CDU zur Hand hat. So geht Klimapolitik im Kleinen. Armin Laschet hat dann auch noch gesprochen.
Foto: Hauke-Christian Dittrich/dpa

Die Zahl

60

jüdische Verbände veröffentlichten am Donnerstag einen Appell, der AfD bei der Bundestagswahl keine Stimme zu geben. Die Partei sei „radikal und religionsfeindlich“, relativiere die Shoah und spalte die Gesellschaft. Die AfD-Spitze wies das zurück: Man setze sich „seit jeher für das Wohl jüdischen Lebens“ ein. Das verneinen die Verbände: Die Partei nutze Juden einzig für antimuslimische Hetze. „Dieses Feigenblatt wollen und werden wir nicht sein.“

kaffeesatz (3)

Rechenunterricht mit Armin Laschet

Damit wir hinterher sagen können, dass wir es schon vorher gesagt haben: An dieser Stelle deklinieren unsere Autor:innen durch, wie die Wahl ausgehen könnte.

Vielleicht verstehen wir Armin Laschet besser, wenn wir an Andi Brehme denken. Der war Verteidiger mit Offensivdrang. Laschet, ein Mann für die Mitte des Mittelfeldes, probiert sich in seiner Verzweigung nun in dieser Rolle. Er verlangte kürzlich von Olaf Scholz in Sachen Rot-Grün-Rot „drei Worte: Ich mache es nicht“. Das war eine Hommage an Andi Brehmes berühmten Satz: „Ich sage nur ein Wort: Vielen Dank“.

Nun will Laschet ja nicht Finanzminister werden, sondern Kanzler. Kann er das noch? Wenn man ein wenig präziser als Laschet auf die Zahlen schaut, zeigt sich ein Hoffnungsschimmer für die deutsche Staatspartei. Die Union liegt zwar in al-

len Umfragen hinter der SPD. Aber nur ein paar Prozent. Das könnte man locker noch aufholen.

Umfragen werden sowieso überschätzt. Am 16. September 2005 meldeten Allensbach und Forsa, dass die Union mit 42 Prozent locker die Wahl gewinnen werde. Zwei Tage später machten nur 35 Prozent ihr Kreuz bei der Union. WählerInnen sind flatterhafte Wesen, die zum Schwindeln neigen. US-Präsident Trump soll mal an einem einzigen Tag, dem 7. September 2018, 125-mal gelogen haben. Ist es nicht verwegen anzunehmen, dass Menschen ausgerechnet dann die Wahrheit sagen, wenn jemand am Telefon wissen will, wen sie wählen?

Es gibt also Hoffnung für den Unglücksraben aus Aachen. Vielleicht kehren ja doch noch ein paar Ampelverschreckte FDP-WählerInnen zur Union

zurück. Auch jenseits der Zahlen sieht es besser aus. Die Grünen wollten bis vor ein paar Tagen unbedingt mit der Union regieren. Davon liest man derzeit wenig, aber das heißt nicht viel. Die Sondierungen können lange dauern. FDP-Chef Lindner hat wenig Lust, mit der SPD zu regieren. Die Wahl ist also offen, und der Opportunismus der Grünen nie zu unterschätzen.

Allerdings bräuchte Laschet nach all den Pannen mal etwas anderes. Einen glänzenden Moment, einen gelungenen Auftritt. Eine Katastrophe, bei dem er sich als Mann der Tat in Gummistiefeln ... ach nein, das hatten wir schon. Was gegen den späten, spielwandelnden Kontext von Armin Laschet spricht, das hat Andi Brehme übrigens auch präzise beschrieben: „Haste Scheiße am Fuß, haste Scheiße am Fuß.“ Stefan Reinecke



Kann mensch bei diesen Augen noch falsch wählen? Foto: Stefan Boness/lpon

„In der Summe ungenügend“

Wie gut sind die Klimapläne der Parteien? Keine erfüllt die bestehenden Vorgaben, so eine neue Studie. Die Klimaschützer von GermanZero legen 200 Vorschläge zu Gesetzen vor, um auf einen 1,5-Grad-Kurs zu kommen

Von Bernhard Pötter

ine Sache im Wahlkampf 2021 ist deutlich anders als vor vier Jahren: Am Klimathema kommt keine Partei mehr vorbei. SPD-Kandidat Olaf Scholz plakatiert „Klimaschutz wählen“, die CDU stellt ein eigenes „Klimateam“ vor, die Linke fordert „Klimagerechtigkeit“, die FDP schwärmt bei jeder Gelegenheit vom Emissionshandel, und Grünen-Spitzenfrau Annalena Baerbock redet ohnehin am liebsten von ihren Plänen für ein klimaneutrales Deutschland.

Aber wie gut sind die Klimapläne der Parteien? Eine erste wissenschaftliche Einschätzung der diversen Vorschläge zur Weltrettung hat am Mittwoch eine Tochter des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, die DIW Econ, im Auftrag der Stiftung Klimaneutralität vorgelegt. Fazit: Kein Programm liefere „schlüssige Konzepte“, um den deutschen Anteil am 1,5-Grad-Ziel und die im Klimaschutzgesetz vom Bundestag beschlossenen Ziele der Treibhausgasreduktion um 65 Prozent für das Jahr 2030 zu

schaffen. Dabei zeigen sich die Parteien aber sehr unterschiedlich ambitioniert: Grüne und Linke schneiden am besten ab, die FDP am schlechtesten. Das untere Mittelfeld teilen sich SPD und CDU/CSU.

Ähnlich wie sonst etwa bei der Bewertung von Rentenkonzepthen hat das DIW Kriterien für eine „Plausibilitätsprüfung“ entwickelt. Ein Punktesystem bewertet, inwieweit die Vorschläge in den einzelnen Sektoren – Industrie, Strom oder Verkehr – zu den nötigen CO₂-Einsparungen führen. Nicht gewichtet wurde, wie teuer die Konzepte sind und wie realistisch ihre Umsetzung wäre.

Die höchste Punktzahl (3,6 von 4) bekommen die Grünen, die „in allen Sektoren konkrete und weitestgehend geeignete Vorschläge präsentieren“ – auch wenn es nicht für die Ziele des Klimaschutzgesetzes reicht. Die Linke landet auf Platz zwei (2,6 von 4 Punkten): gute Konzepte für Energie und Verkehr, so das Urteil, aber blinde Flecken beim CO₂-Preis, der Industrie und der internationalen Klimapolitik. CDU/CSU (1,81 von 4) und SPD (1,79 von 4) seien oft we-

der konkret genug, noch eignen sich die Vorschläge, um die Notbremsung der CO₂-Emissionen bis 2030 zu garantieren. Die Union habe Vorteile bei den Konzepten für die Industrie, die SPD beim Verkehr. Die FDP schließlich (1,24 von 4) sei bei internationalen Fragen und dem CO₂-Preis „gut aufgestellt“, vernachlässige aber schnell wirkende Maßnahmen. Die AfD wurde nicht bewertet, weil ihre Vorschläge nicht systematisch mit den anderen Parteien vergleichbar seien, hieß es.

Claudia Kemfert, Mitautorin und DIW-Klimaexpertin, sagte, für die Klimaziele seien „umfassende Maßnahmen erforderlich, die derzeit kaum eine Partei ausreichend im Wahlprogramm adressiert. Das ist in Summe ungenügend.“ Sie forderte die Parteien auf, „statt Gespensterdebatten endlich die notwendigen Inhalte für erfolgreichen Klimaschutz zu liefern“. Regierung und das Parlament müssten deutlich mehr tun, als bisher in den Wahlprogrammen stehe.

Dafür liegt seit Dienstag von anderer Seite ein dickes Paket auf dem Tisch: Auf 474 Seiten mit 200 konkreten Vorschlä-

gen haben die AktivistInnen der unabhängigen Organisation GermanZero ein Gesetzespaket geschnürt, mit dem Parlament und Regierung Deutschland in der kommenden Legislatur auf den Kurs zum 1,5-Grad-Ziel bringen sollen. „Wir haben getan, was eigentlich der Job der Politik gewesen wäre“, sagt Mitautorin Lea Nesselhauf, nämlich „ein ressortübergreifendes

Um das Gesetz zu erfüllen, muss die Regierung mehr tun, als die Parteien wollen

Gesetzespaket mit den notwendigen Regulierungen“ entwickelt, um das Pariser Ziel einzuhalten. Über die Ambitionen der Parteien urteilt sie ähnlich wie Kemfert: Keine Partei, die derzeit im Bundestag sitzt, habe „die nötigen Emissionsreduktionsziele angesetzt“.

GermanZero hat für das Konzept über 1.100 Studien ausgewertet und in vielen Sitzungen

Hunderte von Fachleuten befragt. Herausgekommen ist das „weltweit (...) erste 1,5-Grad-Gesetzespaket“, das eine radikale CO₂-Bremsen vorsieht. Es fordert etwa, dass bis 2035 alle CO₂-Zertifikate im Emissionshandel der EU und in Deutschland auf null sinken sollen, danach dürften Industrie, Stromerzeugung, Verkehr oder Wärmegewinnung kein CO₂ mehr emittieren. Unternehmen sollen bis dahin nur dann weiterhin freie CO₂-Zertifikate erhalten, wenn sie die entsprechende Summe in ihre klimaneutrale Produktion investieren. Ein Mindestpreis soll CO₂ teuer halten, die Einnahmen sollen über die Krankenkassen an die Bevölkerung zurückgezahlt werden.

Den schnellen Ausbau der Erneuerbaren sollen nach den GermanZero-Plänen eine „Ausbau-Agentur“ und ein neues „Energiegesetzbuch“ garantieren. Bürokratie und umweltschädliche Subventionen müssten abgebaut, neue Ölheizungen ab sofort untersagt, Gas nur als Notfalloption zugelassen werden. Mit Subventionen, einer Sanierungspflicht und mehr Ausbildung von HandwerkerInnen

soll die Sanierungsquote der Gebäude von derzeit 1 Prozent auf 4 Prozent gehoben werden. Der Umstieg der Industrie soll mit Zuschüssen und neuen Absatzmärkten vereinfacht werden.

Autos mit Verbrennungsmotor werden nach diesen Plänen ab 2025 nicht mehr zugelassen, bei Lkws ist 2030 Ende, 2035 soll kein Diesel, Benzin, Öl und Gas mehr verkauft werden. Mehr Geld für Busse und Bahnen sollen etwa Citymaut oder Arbeitgeberabgabe bringen, und im „Deutschlandtakt“ soll auch der ländliche Raum besser angebunden werden. Schließlich sollen frühere Moore wieder vernässt werden, die Viehhaltung begrenzt und ein Emissionshandel für Schlachthöfe und Molkereien dafür sorgen, dass die Treibhausgase auch in der Landwirtschaft sinken.

„Das Paket muss in der nächsten Legislatur umgesetzt werden, um das 1,5-Grad-Ziel noch zu halten“, sagt Lea Nesselhauf. Natürlich sei das Konzept flexibel, aber „wenn eine Maßnahme rausgenommen wird, muss die Emissionsreduktion durch eine andere Maßnahme erbracht werden“.

taz abo

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin



Aboprämie: Die Porlex Kaffee-Handmühle hat 15 stufenlos verstellbare Mahlgrade, das scharfe und konische Keramikmahlwerk ist langlebig, geschmacksneutral, rostfrei und aromaschonend. Dazu gibt es ein Kilo tazpresso-Bohnen.

Ein Pakt mit der taz

Solipakt!
Ein Abo,
drei Preise
taz.de/praemien

Das ist in der Zeitungslandschaft fast einmalig: Unsere Abonnent*Innen können sich unter drei Preisen aussuchen, wie viel sie bezahlen möchten, denn beim Abo gilt der taz Solidarpakt.

Wer mehr als den Standardpreis für ein taz Abonnement zahlt, ermöglicht es Menschen mit geringeren finanziellen Spielräumen, sich ebenfalls ein taz Abo zu leisten,

Ein Abonnement der gedruckten taz kostet 68,90 Euro/Monat/ politischer Preis 56,90 Euro/ Standardpreis oder ermäßigt 37,80 Euro. Eine Prämie bekommen Sie für ein unbefristetes Abo zum Standard- oder politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr. Auslandsabo zzgl. Porto: 1,80 Euro / Ausgabe. (030) 2590 2590 | abomail@taz.de

Weitere Aboangebote für die gedruckte und digitale taz finden Sie unter taz.de/abo

Was wird aus Mimi?

Millionen Labortiere werden wohl bald nicht mehr gebraucht. Doch wer denkt nun an die Leidtragenden?

Von **Ella Carina Werner**

Das Zauberwort der Stunde heißt „Organoide“. Was wie ein Begriff aus einem tschechloslowakischen Science-Fiction-Film der sechziger Jahre klingt, bezeichnet neuartige, in Forschungslaboren gezüchtete, menschliche „Mini-Organ“, an denen Medikamente und Kosmetika mittlerweile getestet werden können. Medikamente und Kosmetika, die bis dato an Tieren ausprobiert wurden. Allein in Deutschland waren Hunderttausende Laborthunde, -katzen, -kaninchen und -ratten nur für diesen Zweck da.

„Na, tolle Wurst“, knurrt Ex-Labor-Beagle Bella, sieben Jahre alt, während sie ihr Körbchen voller Habseligkeiten aus dem Forschungsstrakt der Tierärztlichen Hochschule Hannover schleppt. „Mit uns kann man es ja machen!“ Ein letzter, elegischer Blick auf die silbergraue Labortür, die sich in diesem Moment für die altgediente Probandin für immer schließt.

Insbesondere den geregelten Tagesablauf und die angenehme Dauermedikation wird sie sehr vermissen. Bella friemelt einen metallenen Chip aus ihrem linken Innenohr, pfeffert ihn wütend auf die Straße. Zukunftspläne hat sie noch keine. Zunächst hatte sie gehofft, sich auf Freelancer-Basis als „Coro-



Der Meerschweinchenname Mimi fehlen die Worte Foto: ap

nahund“ verdingen und Covid-19-Infektionen erschnüffeln zu können – eine Fähigkeit, die gerade schwer gesucht wird. Aber aufgrund zahlloser Arzneimitteltests ist ihr Geruchssinn leider „völlig im Arsch“. Ziellos hinkt die Grande Dame der deutschen Beagleforschung von dannen.

Und mit ihr Tausende weitere Labortiere, die niemand je mehr braucht. Viele stehen auf der Straße. Andere liegen dort, wie 37 geschasste Laborschlangen aus dem Hause der Beiersdorf AG. Aus selbigem Werks-

tor humpelt ein Meerschweinchen, ein Köfferchen zwischen den Pfoten. Seinen Namen will es nicht nennen, weil es gar keinen hat. Auch sonst gibt es sich erst mal sprachlos.

„Mir fehlen die Worte. Ich weiß gerade nicht, wohin mit meinen Gefühlen!“ Dann äußert es sich aber doch. Das Meerschweinchen erzählt, es fühle sich zurzeit „so planlos, so desorientiert wie vor Jahren die Schlecker-Frauen oder Franz Biberkopf in Berlin Alexanderplatz“, der einst jäh in die Freiheit gestoßen wurde. „Ein Ro-

man, den ich übrigens sehr schätze, allein wegen dem sexy Biberkopf“, bekennt die Meerschweinchenname, die sich jetzt doch als Mimi zu erkennen gibt. Anders als die Hundedame hatte sie jedoch einen richtigen Arbeitsvertrag, kann sich über eine saftige Abfindung freuen. „Drei Karotten und ein Trockenschnitzel, das ist nicht nichts!“

Was die Zukunft bringt, wie es weitergeht, können die meisten Ex-Labortiere noch nicht sagen. Erst mal verschlafen, saufen, bei Zeitarbeitsfirmen anklopfen, ist aus vielen Mäulern und Schnauzen zu hören. Eines ist jedoch wahrscheinlich: Geld vom Staat wird es vermutlich keines geben.

Das darf nicht so bleiben, findet der arbeitslose Laborkater Carlo, der ein bedingungsloses Grundeinkommen für gefeuerte Forschungstiere fordert. Und, ganz generell, um gesellschaftliche Anerkennung kämpft. Schließlich hat er für dieses Land so einiges geleistet.

„Ich sage nur, sieben Jahre Boehring Ingelheim, in der Grundlagenforschung – der elementarsten, essenziellsten Forschungsrichtung von allen“, erinnert er sich nicht ohne Stolz. Die Arbeitskämpfe der letzten Wochen hätten ihn und andere „ganz schön politisiert“. Und nicht nur die Tiere hierzulande. In England etwa, das in seinen

Forschungsstätten ebenfalls auf Organoide setzt, hätten sich Hunderttausende „freigestellte“ Ex-Labortiere bereits der radikalen Labor-Partei angeschlossen.

Was soll aus all den nutzlosen Nutztieren werden? „Also, ich werde bildende Künstlerin“, meldet sich ein Laborfrettchen namens Labora IV, bis vor Kurzem tätig im LMU München. Den weit grassierenden Pessimismus ihrer Ex-Kollegen mag sie beileibe nicht teilen.

„Man kann nicht immer nur den mehrfach operierten Kopf hängen lassen, sich als Spielball der Zeitläufte fühlen. Man muss auch mal was wagen!“ Wenn es mit der Kunst nicht klappt, könne sie vielleicht auch umschulen. „Zum Beispiel auf Schlachtkaninchen“, grübelt sie.

Was sie noch nicht weiß: Auch die Fleischbranche könnte es demnächst bitter treffen. Seit das von Veganern gefeierte „Laborfleisch“ international auf dem Vormarsch ist, geht unter Millionen deutschen Nutztieren die Angst vor Arbeitslosigkeit um, schon jetzt. 60 Millionen Hühner, 25 Millionen Schweine, 11 Millionen Rinder, 150.000 Kaninchen und 350 Waschbären für ein paar perverse Leckermäuler stehen vor dem Aus. Was das für den sozialen Frieden, ja die Zukunft unseres Sozialstaats bedeutet, ist noch gar nicht abzusehen.

Wo Mutti sonst nur ...

Rheinland-Pfalz gerät immer mehr auf Abwege

Wer kennt es nicht? Ein Tag zu Hause, wahlweise ohne Arbeit oder in Heimarbeit. Es klingelt an der Tür. Ein Mann, der nicht Loriot ist, weil der bereits bei Ihnen als Weinvertreter auf der Couch sitzt (für die jüngere Leserschaft hier – Loriot war ein sehr deutscher und sehr komischer Humorist. Humorist ist jemand, der seinen Humor professionell einsetzt, Beherrschung Ende), also ein Mann mit schwerem Gerät tritt ein und sagt sehr bald: „Es saugt und bläst der Heinzelmann, wo Mutti sonst nur saugen kann.“ Rufen Sie die Polizei? Nein, das machen Sie sicher nur nachts, gelle? So geschehen im rheinland-pfälzischen Neuwieder Stadtteil Oberbieber, wo aber

kein Staubsaugervertreter nachts in der Wohnung stand, sondern ein Staubsaugerroboter. „Vermeintlicher Einbrecher war nur ein Staubsaugroboter“, tickerte uns die dpa jetzt ins spätsommerlich besonnte Wahrheit-Kontor. „Ein Bewohner“, so die Reinigungskräfte weiter, „hatte verdächtige Geräusche gehört“, sich in sein Schlafzimmer eingeschlossen und die Bullen alarmiert. Die entdeckten nach Ankunft „lediglich den Staubsaugroboter, der sich selbstständig gemacht hatte“. Der Einhandsaugbläserroboter Marke Heinzelmann funktionierte getreu dem Loriot'schen Motto: „Es saugt und bläst der Heinzelmann, wo Mutti sonst nur blasen kann.“

Strahlender Hefekloß

Führender Führer Nordkoreas wieder gesundet

Über alle vier Backen strahltest du, geliebter führender Führer des vorbildlichen nordkoreanischen Reiches, verehrter Genosse Marschall Kim Jong Un, in der Nacht zum Donnerstag während einer Truppenparade im Zentrum der Hauptstadt Pjöngjang anlässlich des 73. Jahrestages der Staatsgründung der Demokratischen Volksrepublik Korea. Himmlich anzusehen war dein jede Atomrakete überstrahlendes Lächeln, das den ergriffenen Menschen auf dem hell erleuchteten Kim-Il-Sung-Platz die feste Gewissheit gab: Der Hefekloß ist wieder da und gesundet. Ein wenig magerer und nicht im Mao-Anzug, dafür in einer schicken Textile westlicher Prägung sahst du, hochgeachteter Landesvater Kim Jong Un, aus wie ein berühmter Schauspieler, wie Robert Mitchum in seinen besten Jahren. Wann, geliebter Kim Jong Un, kommt endlich der Anruf aus Hollywood? Eine Hauptrolle in einem epischen Werk stünde dir längst zu: „Der mit dem Jong tanzt“. Du würdest natürlich selbst Regie führen, den Film produzieren und sämtliche Oscars abräumen, auch die wichtigste Trophäe wäre dir, Meister aller Klassen Kim, gewiss: die für den besten Hefekloß des Jahres.



Strahlfoto: ap



Heiko Werning

Zukunft mit dem Armin-Team

Haben Sie es auch gespürt? Das ganze Land erbebt angesichts der Wucht des Aufschlags dieses „Wahlkampf-Hammers“ (Bild). Jetzt steht kein Stein mehr auf dem anderen. Denn Armin Laschet hat sein – Obacht! – „Zukunftsteam“ vorgestellt.

Gute drei Wochen vor der Wahl präsentierte der rheinländische Hobbist also acht Topkapazitäten, die in den verbleibenden 23 Tagen – na ja, vermutlich ja auch noch was anderes zu tun haben, und nach dem Wahltag werden sie im Wesentlichen sowieso nicht mehr gebraucht. Aber wenn sie es zwischendurch einrichten können, werden sie das Land sicher in die Zukunft führen.

Besonders angetan zeigt sich die Bild („Wahlkampf-Clou“) von der Berufung des „weltweit renommierten Terrorismus-Experten Peter Neumann“. Die schiere Nennung seines Namens wird islamistische Messerstecher fortan nur noch Eierköpfe lassen.

„Bereits vor der Landtagswahl 2017 in Nordrhein-West-

falen hatte sich der damalige CDU-Spitzenkandidat Laschet den Sicherheitsexperten in sein Beraterteam geholt.“ Wer erinnert sich nicht an das damalige segensreiche Wirken des Terror-Titanen? Einzig die fortwährende Bedrohung durch den marktradikalen Gefährder Christian Lindner konnte auch der Mann nicht stoppen, sodass er nach der Wahl flugs wieder auf seinen Professorenstuhl in London verschwand.

Auch im „Zukunftsteam“: Dorothee Bär. Ein echter „Wahlkampf-Turbo“ (Bild). Denn wer stünde mehr für die Zukunft als die für die weltweit bewunderte Digitalisierung Deutschlands zuständige christsoziale Staatsministerin?

Nur eine: Karin Prien. Denn an nichts leiden die freiheitsliebenden Menschen in Deutschland bekanntlich stärker als an den Gängelungen einer Sprachpolizei, die ihnen vorschreiben will, was sie noch sagen dürfen, die ihnen die schönsten Wörter madig macht und ihre Sprache „vergewaltigt“ (Didi Hallervorden, palim, palim).

Aber ab sofort ist Schluss mit den Sprechverboten! Denn jetzt kommen die Schreibverbote! Weshalb Prien als Bildungsministerin in Schleswig-Holstein den dortigen Schüler*innen die Verwendung des Gendersternchens untersagt. Deutschland, aber normal. So gesellt sich zum N-Wort bald schon das S-Zeichen, der Voldehort unter den Tastaturbelegungen.

Bei so viel Modernität fehlt eigentlich nur noch Friedrich Merz. Nein, Quatsch – der fehlt natürlich nicht. Schließlich ist „Zukunft“ nur ein Synonym für diesen Science-Fiction-Politiker. Zeitreisen in die Vergangenheit waren ja auch schon immer fester Bestandteil von Zukunftsvisionen aller Art.

Am Ende kann man der Bild nur zustimmen, die das „Zukunftsteam“ gewohnt nüchtern analysiert: „Wie in der legendären US-Action-Serie: Ein A-Team für Armin Laschet.“ Damit sollten die schlechten Umfragewerte Vergangenheit sein. Ab sofort heißt es für Armin Laschet: Auferstanden aus Ruinen / und der Zukunft zugewandt.



das wetter

Übrigens (5)

Die Baronin Übrigens, eine Geborene von und zu in einem Ford, verlangte nach ihrem Rietsalz. Gustl, der Treue, reichte es ihr, dabei war er der Gärtner und nicht der Mörder. Der Mörder, das war der Stallbursche, der mit Küchenmamsell und Stubendiener über alle Schneekopfen nächtens getürmt war. Die Baronin tat einen tiefen Schnupferer, dann sank sie erneut in ihr Baldriankissen. Ums Tafelsilber, das das Trio hatte mitgehen lassen, war es nicht dommage, denn die Baronin Übrigens speiste stets nur mit dem Kopfe.

gurke des tages

Lübeck, Stadt des Marzipans, Metropole der Süßigkeiten: „79 Jahre alte Nusstorte in Lübeck gefunden“, meldete die Konditorenagentur dpa gestern. Wie die wohl schmeckt? Wie Torten in Lübeck nun mal schmecken: nusshart und zähnebrechend. Deshalb ist die Torte, die Archäologen jetzt tatsächlich fanden, auch „gut erhalten“, obwohl sie im Zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff verschüttet wurde. Lübeck – wo harte Torten eisern alles überleben.

taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag.
Herausgeb.: taz die tageszeitung.
Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift:
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin
Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Barbara Junge, Ulrike Winkelmann, Katrin Gottschalk (stellv.)
Chefreporter: Peter Unfried
Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 25 902 0
Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes:
Barbara Junge
LeserInnenbriefseite: Gaby Sohl
Anzeigen Gesamtausgabe: Margit Jöhnk
Berliner Lokalteil: Bert Schulz | alle Berlin
Regionalteil Nord: Jan Kahlecke | Hamburg
Anzeigen: Andrea Bodirsky | Bremen
Manfred Frenz | Hamburg
LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

Kleinanzeigen: Überregional und Berlin taz-Kleinanzeigen.
E-Mail: kleinan@taz.de
 taz Shop | Tel.: 030 | 25 902 138
Anzeigenverkauf: Überregional und Berlin taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21
Tel.: 030 | 25 902 314
E-Mail: anzeigen@taz.de
Lokalteil Hamburg | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, Tel.: 040 | 38 90 17 452
Lokalteil Bremen taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Pieperstraße 7, 28195 Bremen, Tel.: 0421 | 96 02 64 42

Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführerinnen:
Aline Lüllmann, Andreas Marggraf
Gesellschafter:
taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin
Vorstand: Pascal Beucker, Redakteur
Andreas Bull, Kaufmann
Anne Fromm, Redakteurin
Andreas Marggraf, Kaufmann
Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin
Aufsichtsrat:
Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/
Steuerberater, Bielefeld | Hermann-Josef
Tenhagen, Journalist, Berlin | Stefanie
Urbach, Kommunikationsberaterin, Berlin
Druck: auf PALM Recyclingpapier: A. Belg
Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG,
25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck
Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg |
MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen
Abo-Service: 030 | 25 902 590
9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr.
Fax: 2 59 02-680
E-Mail: abo@taz.de
Abo-Nummer nicht vergessen!
Mtl. Mindestpreis regulär
37,80 €



DIE AUSGABE ZUR BUNDESTAGSWAHL

Mit Heinz Bude, Annette Kehnel, Diana Kinnert, Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, Wolf Lotter, Luisa Neubauer, Ulf Poschardt, Kristina Vogel, Ernst Ulrich von Weizsäcker und Harald Welzer.



Vier Ausgaben für 30 Euro:

tazfutzurzwei.de/abo
futzurzwei.abo@taz.de
T (030) 25 902 200



FUTURZWEI-Abo-Prämie

Limitierter Siebdruck auf Bio-Baumwollrucksack gestaltet von Donata Kindesperk für taz FUTURZWEI